Liebhaber-Ausgaben



Monographien zur Weltgeschichte

In Verbindung mit Anderen herausgegeben

von

Ed. Heyck

XXV

Das Zeitalter der deutschen Erhebung

1795—1815

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1906

Das Zeitalter
der
deutschen Erhebung
1795—1815

Von

Prof. Dr. F. Meinecke

Mit 10 Faksimiles und 78 Abbildungen



Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1906

Von diesem Werke ist für Liebhaber und Freunde besonders luxuriös ausgestatteter Bücher außer der vorliegenden Ausgabe

eine numerierte Ausgabe

veranstaltet, von der nur 12 Exemplare auf Extra-Kunstdruckpapier hergestellt sind. Jedes Exemplar ist in der Presse sorgfältig numeriert (von 1—12) und in einen reichen Ganzlederband gebunden. Der Preis eines solchen Exemplars beträgt 20 M. Ein Nachdruck dieser Ausgabe, auf welche jede Buchhandlung Bestellungen annimmt, wird nicht veranstaltet.

Die Verlagshandlung.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Inhalt.



Stein.

Abb. 1. Freiherr vom Stein.
Gemalt und geschabt von P. J. Lützenkirchen.



I.

Einleitung.

Deutschland war nach dem Sturze der Reichsverfassung und den Unglücksfällen des preußischen Staates im Jahre 1806 in einer ähnlichen Lage wie Italien drei Jahrhunderte zuvor. Jetzt wie damals war es einer geistreichen Nation, die für die Menschheit eben Unvergängliches geleistet hatte, widerfahren, ihrer politischen Unabhängigkeit beraubt zu werden und fremden Gewalthabern zur Beute zu fallen. Jetzt wie damals wirkte die eben zur vollen Blüte entwickelte Kraft der geistigen Produktion zunächst noch weiter, als sei sie unabhängig von Krieg und Staat. Die großen Individuen schufen weiter, was sie schaffen mußten, während ringsum ihr Volk zerschlagen wurde. Aber schon die nächsten Generationen, die den Lionardo, Raffael und Michelangelo folgten, sanken tief unter das Niveau der vorhergehenden herab. Ihr formales Können war immer noch höchst achtungswert, aber das tiefe Auge der Menschen Lionardos hatte sich geschlossen. Die Tradition konnte wohl die Technik, aber nicht die Seele der großen Zeit den Nachkommen retten. Nicht besser stand es auf politischem Gebiete. Die Gunst der Konstellation konnte wohl den Medicis, an und für die noch Machiavell bei seinen politischen Konzeptionen gedacht hatte, dazu verhelfen, in Florenz ein wirkliches Erbfürstentum zu gewinnen, aber sieht man die Statuen und Bilder der ersten mediceischen Großherzöge, so denkt man mehr an spanische Granden, als an die unvergeßlichen Köpfe Cosimos des Alten und Lorenzo Magnificos.

Auch Deutschland ist nicht auf der geistigen Höhe geblieben, die es durch Goethe und Kant erreicht hatte. Die unmittelbare Genialität, die sich mit dem Zentrum der eigenen Innerlichkeit in das Zentrum der Welt, der Natur und des Menschendaseins zu setzen vermochte, den lähmenden Zwiespalt zwischen Ich und Welt siegreich überwand und in die Harmonie des All-Einen auflöste, die von da aus alles innere und äußere Leben neu erwärmte und beleuchtete — sie hat von Stufe zu Stufe nachgelassen. Ich und Welt, Kultur und Natur sind wieder auseinander getreten und beklemmen uns durch ihre Konflikte. Die einzelnen Betätigungen des Lebens gehen ihre besonderen Wege und zersplittern sich in unzählige kleine Rinnsale. Blickt man von diesem Treiben einmal auf zu der geistigen Welt, in der Goethe oder in der die Florentiner des Quattrocento lebten, so kann man wohl von Verlangen und Schmerz zugleich gepackt werden.

Aber wir verlangen doch wenigstens wieder auf die Höhe hinauf. Wir wissen nicht, ob wir auf sie wieder gelangen werden, ob wir aus Teilmenschen wieder ganze Menschen einmal werden können, aber wir haben das unstillbare Bedürfnis danach und fühlen uns nicht ganz ohne die Kraft, danach zu streben. Und wenn wir denn Teilmenschen sind, so leisten wir auch als solche in der Dienstbarmachung und Organisierung der materiellen Dinge eine Arbeit, die eines inneren Adels nicht entbehrt. Aus der durch sie bewirkten Umgestaltung des gesamten äußeren Daseins erwachsen

auch dem inneren Leben neue Probleme und Aufgaben, die uns in Spannung und Tätigkeit halten.

Mannigfach und kompliziert müssen, wie man gleich sieht, die Gründe sein, weshalb die inneren Lebenstriebe in dem einen Lande verdorrten, in dem anderen, wenn auch vielfach gefährdet und gebrochen, doch energisch weiter arbeiteten. Wollte man sie erschöpfend angeben, so müßte man tief in die Kulturentwicklung der neueren Jahrhunderte hineingreifen. Eines aber sieht man sofort, daß die Erhaltung und lebendige Fortpflanzung des deutschen Geisteslebens in einem, irgendwelchen inneren Zusammenhange steht mit den großen Ereignissen der Jahre 1807 bis 1815, mit der Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft und mit der inneren nationalen und freiheitlichen Umgestaltung des mächtigsten deutschen Staates.

Geistige Schöpfungen ersten Ranges sind ganz gewiß nicht notwendig gebunden an das Dasein mächtiger Nationalstaaten. Damit aber ein Volk seine innere Produktionskraft durch eine Folge von Generationen sich unversehrt erhalte, kann es des robusteren politischen Körpers nicht entbehren. Und dieser leistet ihm nicht bloß die Dienste eines Schutzwalles gegen fremde Vergewaltigung, sondern es tritt ein Moment in der Entwicklung der modernen Völker ein, wo der Staat mehr werden muß als eine bloße Machtinstitution, wo er seine Fundamente tiefer legen muß in den Gesinnungen der Nation, wo er die geistigen und sittlichen Kräfte, die in dieser leben, anerkennen und ehren und zugleich als neue Mittel der Macht in seinen eigenen Dienst nehmen muß. Volksvertretung, Selbstverwaltung und nationales Heerwesen sind die wichtigsten der Institutionen, die dann nötig werden, aber ihre äußeren Formen allein machen es auch noch nicht. Unendlich viel kommt darauf an, in welchem Geiste sie ergriffen und durchgeführt werden, ob sie vom Volke einer widerstrebenden Regierung abgetrotzt, ob sie mehr nach fremdem Vorbild rezipiert und nachgeahmt werden, oder ob die edelsten Kräfte von Staat und Volk zugleich wetteifernd und selbsttätig an ihnen mitarbeiten. Die Haltbarkeit und Gesundheit des Ganzen hängt davon ab, wie viel solcher geistigen Werte in die neuen Fundamente hineingebaut werden, wie viel innere spontane Lebendigkeit bei ihnen mitwirkt. Die Ehe, die Staat und Geist hierbei abschließen, bringt beiden um so mehr Segen, je weniger Zwang und Konvention, je mehr innere tiefe Neigung sie zueinander geführt hat.

Diese Bürgschaften hat sich Deutschland erobert im Zeitalter der Befreiungskriege, in den Schöpfungen und Antrieben der preußischen Reformzeit vor allem. In ihr kam der deutsche Geist dem deutschen Staat in echter freier Neigung entgegen, in ihr wurden Quellen erschlossen, die weit über das unmittelbare Ziel der Befreiung des Landes hinaus das gesamte Leben Deutschlands befruchtet haben. Was vorher geleistet wurde, als der deutsche Geist nur sich allein suchte und wollte, ragt wohl höher in das Ewige hinein, aber indem er niederstieg zum Staate, sicherte er nicht nur sich und dem Staate die bedrohte Existenz, sondern auch den nachfolgenden Generationen eine Summe von inneren Gütern, eine Quelle von Schaffenskraft und Lebensglück. Wir wollen versuchen, dieses Zeitalter der Erhebung darzustellen nicht nur in seinen greifbaren und unmittelbaren Schöpfungen, sondern auch in dem Ungreifbaren und Unerschöpflichen, das es hatte.

II.

Das alte Preußen.

Um das Bündnis zwischen Staat und Geist, das in der preußischen Reformzeit geschlossen wurde, zu verstehen, gilt es zunächst, sich das Wesen des preußischen Staates, wie es sich bis dahin entwickelt hatte, zu vergegenwärtigen.

Es nimmt billig wunder, daß es gerade diesem Staate beschieden war, der Träger jenes Bundes zu werden, denn er war, im großen gesehen, ein Militär- und Machtstaat, durch und für Krieg und Eroberung gebildet, und nicht einmal ein Machtstaat



Abb. 2. Immanuel Kant. Gemälde von Döbler.
Aus der Sammlung authentischer Bildnisse im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin.
(Zu Seite 22 u. 32.)

auf der natürlichen Grundlage eines zusammenhängenden Ländergebietes und einer innerlich zusammengehörigen Bevölkerung, sondern ein Aggregat verschiedener, zum Teil weit verstreuter Landschaften und Stämme, mit erheblichen nationalen und konfessionellen Unterschieden, und in sich wieder gespalten durch starke soziale und wirtschaftliche Schranken. Einheit und Lebensprinzip des Ganzen lag in der Herrscherkraft der Dynastie, in dem, was der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große hineingearbeitet hatten. Durch gewandte und kühne, oft skrupellose und gewalttätige Politik und durch ein persönliches Feldherrentum, das ihnen eine heroische Größe gab, hatten sie ihren Länderbestand zusammengebracht, durch eine zähe und überlegte Verwaltungsarbeit ihm die Mittel abgewonnen, eine Heeresmacht zu unterhalten, die

weit über das ging, was andere Staaten im Verhältnis zu ihrer Bevölkerung leisteten. Eine scharfe und schneidende Luft durchwehte diesen Soldaten- und Beamtenstaat, der sich zur Großmacht entwickelt hatte, ohne die physischen Grundlagen der Großmacht, der straffer und unerbittlicher als andere Großstaaten seine Kräfte zur Erhaltung der Macht zusammenhalten mußte. Immerhin durfte er aber deswegen im Inneren keine bloße Raubwirtschaft treiben, sondern mußte regieren nach dem Motto eines alten Sassaniden-herrschers: „Es gibt kein Königtum ohne Soldaten, keine Soldaten ohne Geld, kein Geld ohne Bevölkerung, keine Bevölkerung ohne Gerechtigkeit.“ Er mußte sich notgedrungen auch auf sittliche Mächte des Volkslebens stützen, er bedurfte eines lebendigen Ehrgefühls seiner Offiziere, er mußte seine Beamten zur Pflichttreue und Zuverlässigkeit, seine Untertanen zu Arbeit und Fleiß erziehen, er mußte auch ihre Intelligenz zu entwickeln versuchen durch Schule und Unterricht, — aber was bedeutete das alles gegenüber den Lebensidealen der deutschen Geistesbildung? Hier ein scharf berechnender Nützlichkeitssinn, eine nüchterne Verständigkeit und eine trockene Tugend, dort eine ungezwungene, freudige Erhebung der Seele, ein freies Emporblühen aller inneren Kräfte. Hier eine spröde und karge Natur künstlich unter Gebote und Regeln gebracht, während man dort umgekehrt davon ausgegangen war, geltende Regeln und Gebote zu zerbrechen und in den Reichtum der ursprünglichen Natur sich zu werfen. Es war nicht bloß der französische Geschmack König Friedrichs, der die neue deutsche Dichtung ablehnte. Es lag auch in dem Geiste seines Staatswesens ein Element, das ihr fremdartig, beinahe feindlich war. Die großen deutschen Dichter verstanden den großen König besser als er sie, weil das Gefühl ihres natürlichen Reichtums sie weitherzig machte. Goethe konnte das Imponierende seiner Persönlichkeit und seines Regierungswerkes ohne Widerstreben empfinden. „Es ist ein schön Gefühl,“ schrieb er der Frau von Stein aus dem fridericianischen Berlin des Jahres 1778, „an der Quelle des Krieges zu sitzen in dem Augenblick, da sie überzusprudeln droht.“ Er bewunderte heiter und zeigte in der Art der Bewunderung selbst seine innere Überlegenheit: „Wenn ich nur gut erzählen kann von dem großen Uhrwerk, das sich vor einem treibt; von der Bewegung der Puppen kann man auf die verborgenen Räder, besonders auf die große alte Walze, FR gezeichnet, mit tausend Stiften, schließen, die diese Melodien, eine nach der andern, hervorbringt.“

Der Eindruck der Künstlichkeit, den dieses Staatswesen machte, wird noch verstärkt, wenn man seine politische und soziale Struktur im einzelnen ins Auge faßt. Die Einrichtungen des Militär- und Beamtenstaates lagen nämlich aufgeschichtet über Einrichtungen einer älteren staatlichen Epoche, die einen von Grund aus anderen Geist geatmet hatte als er. Zwei disparate Elemente waren miteinander verbunden, das ältere war dem jüngeren zwar unterworfen, angepaßt und brauchbar gemacht, aber doch nur zum Teil seines ursprünglichen Wesens entkleidet worden. So diente es nun Zwecken, für die es von Hause aus nicht geschaffen war.

Dieses ältere Element war der deutsche Territorial- und Kleinstaat, wie er sich bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts entwickelt hatte. Schon er war dualistisch gewesen, insofern Fürstenmacht und Ständemacht sich in ihm gegenüber gestanden und jede sich eine eigentümliche politische Sphäre geschaffen hatte. Die Stände waren politisch bevorrechtete Klassen der Bevölkerung, in Brandenburg vor allem der grundbesitzende Adel und in zweiter Linie die Stadtmagistrate. Sie hatten, und so war es auch in Brandenburg, ihre besondere Finanzverwaltung, ihre besonderen Kassen neben denen des Fürsten, und was sie aus diesen ihm bewilligten, galt als eine freiwillige und außerordentliche Leistung. Die Praxis minderte wohl vielfach das Prinzip, und Fürst und Stände konnten durch das Bewußtsein gemeinsamer Pflichten für das Land zusammengeführt werden, aber keiner von beiden konnte sich schlechthin solidarisch mit dem Gesamtinteresse des Landes fühlen. Einer machte es zwar dem anderen streitig, das Land als solches zu vertreten, aber eben dieser nicht zu schlichtende Streit zwang jeden der beiden Kämpfer, egoistisch zu werden und sein Sonderinteresse auszubauen. Der Fürst dachte an seine Dynastie, an den Glanz und Reichtum seines Hauses, an die

Erwerbung neuer territorialer Erbansprüche, die Stände aber hüteten vor allem ihre soziale und wirtschaftliche Herrenstellung gegenüber den unteren Schichten der Bevölkerung. Schließlich war auch der Fürst nicht in letzter Linie ein großer Grundherr. Die Einkünfte seines Domänenbesitzes waren die einzige ergiebigere Quelle, über die er unbedingt verfügen konnte, mit ihnen und mit den Einkünften aus gewissen Hoheitsrechten, wie Münze, Zoll u. dergl. hatte er nach geltender Anschauung eigentlich auszukommen. Die zentralen Organe seiner Staatsverwaltung waren charakteristischerweise ursprünglich Hofämter gewesen, seine Vertreter im Lande selbst aber waren zum Teil angesessene Edelleute und fühlten sich oft ebensosehr als Mitglied ihres Standes wie als Diener ihres Landesherrn. Man begreift, daß dieses dualistische Staatswesen keine intensive Aktion nach innen und außen entwickeln konnte, daß es auf ein konservatives Stillleben und friedselige Politik gestimmt sein mußte. Man sprach gern von den „geschwinden Läuften" draußen in der Welt und duckte sich unter, um nicht auch von ihnen ereilt zu werden. Die idealen Güter des Lebens pflegte man vor allem durch eine massive Kirchlichkeit im Sinne des orthodoxen Luthertums.



Abb. 3. Adam Smith. Stich von A. Weger.
Aus dem Werke: Adam Smith „Natur und Ursachen des Volkswohlstandes". 2 Bände. Berlin, Elwin Staude, Verlagsbuchhandlung.
(Zu Seite 22.)

Aber die dynastischen Interessen der Hohenzollern wurden nun das Mittel, dieses enge Dasein zu erweitern. Die Erwerbung von Kleve und Mark im Westen und von Ostpreußen im äußersten Osten Deutschlands führte sie in eine neue politische und geistige Welt hinauf. Sie wurden hineingezogen in alle Fragen der großen deutschen und europäischen Politik. Wollten sie die exponierten Lande, die sie durch Erbgang erworben hatten, halten, so mußten sie die ursprüngliche Grundlage ihrer Macht ganz bedeutend verstärken und erweitern. Sie mußten sich, da sie nun Landschaften verschiedener Konfession unter sich hatten, von der konfessionellen Beschränktheit der Territorialfürsten des sechzehnten Jahrhunderts freimachen. Kurfürst Johann Siegmund selbst trat 1613 zum reformierten Bekenntnis über, trat damit in die Welt auch des politisch streitbaren, energisch vordringenden Protestantismus wenigstens mit einem Fuße hinein, war aber zugleich, was ebenso wichtig wurde, schon durch die Machtstellung der lutherischen Stände in Brandenburg gezwungen, auf das Recht zu verzichten, seine Untertanen allenthalben zu seinem neuen Bekenntnis hinüberzuzwingen. Es war noch nicht eine ganz echte Toleranz, die er übte, aber es war eine modernere, zukunftsreiche Kirchenpolitik. Sie wurde im großen und ganzen auch die Politik seiner Nachfolger. Als dann gegen Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die erste Welle eines neuen inneren Lebens im protestantischen Deutschland, der Pietismus kam, fand er gerade in dem kirchlich irenischen und duldsamen Brandenburg-Preußen bereite Räume. Dem Pietismus folgte der Rationalismus, der dem nunmehrigen absolutistisch-militärischen Geiste des preußischen Staates noch homogener war wie jener und sich

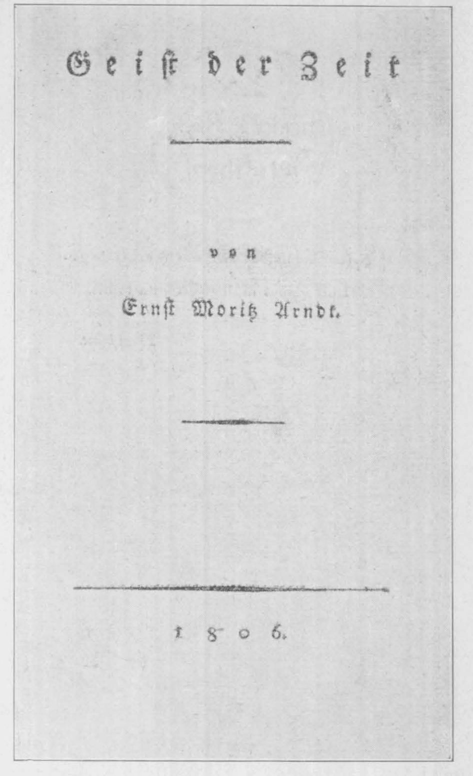
mit ihm mannigfach durchdrang. Der Rationalismus aber war die geschichtliche Vorstufe des Herrlichsten, was der deutsche Geist seit den Tagen der Reformation geschaffen hatte. Wir haben es schon angedeutet und werden es noch weiter zu zeigen haben, daß der Schritt von der niederen zur höheren Stufe nicht leicht war, daß er zugleich auch einen Kampf des Alten und des Neuen bedeutete. Hier gilt es nur festzuhalten, daß in der Kirchenpolitik Brandenburg-Preußens, wie sie geschichtlich bedingt war, die Möglichkeit gegeben war, dem wachsenden Geistesleben der Nation sich anzupassen. Der strenge Militärstaat des achtzehnten Jahrhunderts konnte sich deswegen leichter zum Kulturstaat der Reformzeit und des neunzehnten Jahrhunderts umwandeln, weil er durch den Zwang der politischen Lage schon Toleranzstaat geworden war.

So lag in den frühesten Ereignissen, die den alten brandenburgischen Territorialstaat aus seiner Stille aufrüttelten, ein Keim zu jener Blüte, die erst zwei Jahrhunderte später aufging. Inzwischen übten andere Mächte in ihm ihre Vorherrschaft aus. Indem der Große Kurfürst daranging, sich „in gute Postur" zu setzen und ein stehendes Heer zu begründen, mußte er die Stände seiner verschiedenen Territorien soweit niederzwingen, daß sie ihm regelmäßige Steuern bewilligten. Auf die Erfolge, die er hierin hatte, baute sich alles Folgende in Brandenburg-Preußen auf. Von diesem einen festen Punkte aus wurde der alte Territorialstaat überwölbt durch die Institutionen, die das neue Heer und die neuen Heeressteuern erforderten. Die Kommissare des Kurfürsten begnügten sich nicht, die Steuern aus den Händen der Stände entgegenzunehmen, sondern drängten sich ein in deren Erhebung und Verwaltung selbst, drängten sich vor allem ein in den politisch weniger widerstandsfähigen Teil der Stände, in die Städte und deren innere Verwaltung, die ja eng mit ihrer finanziellen Leistungsfähigkeit zusammenhing. Sie reformierten und reglementierten, kehrten alte Mißbräuche der oligarchischen Stadtverwaltungen aus, unterdrückten aber auch den Geist munizipaler Selbständigkeit. Besser erging es den adligen Gutsherren. Sie konnten



Abb. 4. Ernst Moritz Arndt.
Stich von Bollinger nach Buchhorn. (Zu Seite 26.)

zwar nicht mehr auf den Landtagen dem Landesfürsten wirksam entgegentreten, aber sie behielten ihre Machtstellung in ihren patrimonialen Herrschaften als Inhaber patrimonialer Gerichtsbarkeit und Polizei, sie waren Herren ihrer erbuntertänigen, an die Scholle gefesselten Hintersassen und ließen nach wie vor durch deren Hand- und Spanndienste ihre Güter bestellen. Nur konnten sie jetzt ihr Gutsland, wie sie wohl wünschten, nicht mehr beliebig vergrößern durch Einziehung von Bauernland, denn die Könige brauchten jetzt für ihr anwachsendes Heer nicht nur das Geld, sondern auch die Menschen ihres Landes. Das war nun die zweite große und neue, dem Wesen des alten Territorialstaates durchaus fremde Verpflichtung, die dem Lande auferlegt wurde, daß ein Teil seiner Söhne zum Soldatenberufe gezwungen wurde. Jedes Regiment erhielt durch Friedrich Wilhelm I. seinen Kanton im Lande, aus dem es einen Teil seines Ersatzes entnehmen konnte. Die ältere Heeresverfassung war dualistisch gewesen. Neben den geworbenen Truppen, die das eigentliche Instrument der fürstlichen Politik und Kriegführung waren, bestand die Verpflichtung für Vasallen und Untertanen zur Lehns- und Landfolge, vielfach verklausuliert und militärisch wenig brauchbar, eine Wehreinrichtung mehr des Landes als des Fürsten, durchaus charakteristisch für die defensive, ruheselige Stimmung im älteren Territorialstaat. Jetzt wurde nun dieser Dualismus überwunden, die Milizeinrichtungen verschwanden, und der in ihnen abgeschwächt fortlebende Gedanke der altgermanischen Wehrpflicht wurde mit benutzt zum Aufbau des einen Königsheeres, das die Schlachten Friedrichs des Großen dann zu schlagen hatte.


Geist der Zeit

von

Ernst Moritz Arndt.

1806.

Abb. 5. Titelseite der ersten Ausgabe des „Geist der Zeit“ von Ernst Moritz Arndt. (Zu Seite 26.)

Auch auf anderen Gebieten des Staatslebens strebte man aus dem Dualismus heraus. Die neuen Behörden des Landesherrn, die für die Verwaltung der neuen Heeressteuern geschaffen waren, standen zuerst noch unvermittelt neben jenen älteren Finanz- und Verwaltungsbehörden, die dem ursprünglichen Hauptzweige der fürstlichen Einkünfte, dem Domänenbesitze gewidmet waren. In ihnen, den Amtskammern, wirkten die Traditionen der älteren territorialen und ständischen Zeit nach, während die moderneren Kommissariate die energischeren und strafferen Tendenzen des Militärstaates vertraten. Um diesen Zwiespalt, der die Verwaltung mannigfach lähmte, zu beseitigen, vereinigte Friedrich Wilhelm I. 1723 beide Behördenreihen zu einer einzigen. Fortan fungierten als oberste Verwaltungs- und Finanzbehörde das General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänendirektorium, als untergeordnete Provinzialbehörden die Kriegs- und Domänenkammern. So wurden die Organe der alten und der neuen Staatsidee vereinigt unter dem tatsächlichen Primate der letzteren. Derselbe intensive Verwaltungseifer, mit dem die Kommissariatsbeamten einst an ihr Werk gegangen waren, brach auch in das einst so gemächlich und patriarchalisch betriebene Domänenwesen ein. Alle Triebräder der Administration rotierten schneller, um Geld zu schaffen für das Heer. Ein Wille aber trieb und lenkte das Ganze, nicht bloß mit allgemeinen Direktiven, sondern so, daß der Herrscher selbst oft in das scheinbar unbedeutende Detail mit eingriff, gleichsam

selbst mit Hand anlegte, wenn irgendein Rad nicht vorwärts wollte. Man hat diese Einmischung in das Detail dem preußischen Regierungssystem des achtzehnten Jahrhunderts oft zum Vorwurf gemacht, aber sie war für dieses geradezu eine innere Notwendigkeit. Nur so konnte man die widerstrebende Materie in die Formen zwingen, die der Kriegsstaat Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen verlangte.

Denn er war und blieb doch, wie wir sagten, ein Gebäude, das auf Fundamenten von ganz anderer Struktur errichtet war, und überall tritt einem diese bei genauerem Zusehen entgegen, überall ragt das Altertümliche in das Neue hinein, überall stößt man auf Einrichtungen, die die Einheitlichkeit des Ganzen stören und die Zusammenfassung aller Staats- und Volkskräfte erschweren. Sie sind wohl zum Teil umgebogen und aptiert für die neuen Staatszwecke, zum Teil abgeschwächt und zurückgedrängt, aber ihre ursprüngliche Natur lebte doch in der Tiefe weiter.

Schon die große Behördenreform Friedrich Wilhelms I. war keine Reform an Haupt und Gliedern gewesen. Das Generaldirektorium mit seinen Unterbehörden vereinigte keineswegs die gesamte innere Landesverwaltung in seiner Hand, sondern neben den Kriegs- und Domänenkammern bestanden auch die ursprünglichen obersten Provinzialbehörden, die „Regierungen“ weiter, zwar stark beschnitten in ihren administrativen Befugnissen und in der Hauptsache auf ihre gerichtlichen Kompetenzen als obere Landesgerichte zurückgedrängt, aber doch noch mit manchen Resten ihres alten Glanzes aus der territorialen Zeit her. Wichtiger war es, daß auch das Generaldirektorium selbst noch in seiner Geschäftsverteilung die alten Zeiten spiegelte, wo die verschiedenen Territorien des Landesfürsten nur durch zufällige Personalunion vereinigt waren. Die Geschäfte waren nämlich in der Hauptsache nicht nach sachlichen, sondern nach provinzialen Gesichtspunkten verteilt, für mehrere benachbarte Provinzen war je ein Provinzialdepartement innerhalb des Generaldirektoriums gebildet, das unter Leitung eines Ministers stand. Man erkannte dadurch die historisch erwachsene Verschiedenheit der rechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in den einzelnen Landschaften als eine Tatsache an, mit der man sich eben abzufinden hatte, mit der man sich dadurch abfand, daß die einzelnen Minister des Generaldirektoriums Spezialisten für ihre Provinz wurden. Man war weit entfernt von einem grundsätzlichen Reformeifer, der ein innerlich einheitliches Staatswesen bilden wollte. Man hatte nicht dieses Ziel, man hätte auch wohl kaum schon die Kraft dazu gehabt. Es war schon das eine Riesenleistung, daß man diesen so verschiedenartigen Landschaften die Mittel abrang für den Militärstaat und die Machtpolitik der Dynastie.

Man blieb nun allerdings im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts bei bloßen Provinzialdepartements nicht stehen. Friedrich der Große fügte eine Reihe von Realdepartements, die gewisse Zweige für die ganze Monarchie zu verwalten hatten, hinzu, vor allem das Manufaktur- und Kommerziendepartement und das Bergwerks- und Hüttendepartement. Diese moderneren Wirtschaftszweige wiesen über die engen Grenzen der Provinz eben hinaus und strebten einem Zustande zu, wo das gesamte Staatsgebiet ein wahrhaft einheitliches Wirtschaftsgebiet war. Aber Friedrich der Große blieb auf halbem Wege stehen, machte durch das Nebeneinander der Real- und der Provinzialdepartements die an sich einfache Verfassung des Generaldirektoriums verwickelt und undurchsichtig, und ließ die neue, kostbare Erwerbung der Krone, die Provinz Schlesien, überhaupt getrennt vom Generaldirektorium verwalten. So lag die Einheit des Ganzen in höherem Grade noch, wie unter seinem Vater, nicht in den Institutionen der Staatsverwaltung, sondern im Kabinett des Herrschers. Hier liefen die Berichte und Etats der einzelnen Verwaltungen zusammen. Er allein übersah das Ganze vollständig und leitete die angesammelten Kräfte hinüber auf das andere große Gebiet seines Schaffens, wo nun allerdings die Macht des preußischen Staates wuchtig zusammengefaßt in seiner Hand, als eine wirkliche politische Einheit der Mit- und Nachwelt vor die Augen treten konnte. Aber schon zu seinen Lebzeiten konnte ein tiefer blickender Zeitgenosse sagen, daß die preußische Monarchie doch eigentlich nur ein Aggregat von größeren und kleineren Staaten sei, und nach seinem Tode, als schwächere Hände versuchten, nach

seiner Weise zu regieren, wurde es immer klarer, daß diesem Staate die staatliche Einheit fehlte.

War nun wenigstens das Heer, das Werkzeug seiner Machtpolitik, auf dessen Instandhaltung alles zugeschnitten war, eine einheitliche Schöpfung aus einem Gusse? Auf dem Schlachtfelde allerdings. Abermals war es hier, der damaligen Taktik und Kampfesweise gemäß, der alles leitende und beseelende Wille des obersten Kriegs- und Feldherrn, der die Massen der Krieger, zu dünnen, langen Linien auseinandergereckt, aber enggeschlossen Mann an Mann avancieren, schießen und attackieren ließ. Den einzelnen Teilen des Heeres war im Kampfe nur eine geringe Selbständigkeit gegönnt. Strenger und genauer als in modernen Kriegen liefen die Fäden der Gefechtsführung in der Hand des Feldherrn zusammen. Für seinen letzten Endzweck war also dies Heer eine ebenso kompakte Einheit, wie der Staat im Ganzen, als politischer Faktor in Europa, es war. Die Spitzen, die sich nach außen kehrten, waren scharf, aber die Struktur der Grundlagen war hier wie dort merkwürdig heterogen. Zwei ganz verschiedene Elemente standen ja in Reih und Glied nebeneinander, der ausgehobene Kantonist, zumeist der Landbevölkerung entnommen, und der angeworbene Ausländer, — das Landeskind, das in patriarchalischen Ehrfurchts- und Gehorsamsgesinnungen groß geworden aus der Zucht des Gutsherrn in die Zucht des Kriegsherrn überging, und der unzuverlässige Söldner aus der Fremde, schlimme Gesellen zum großen Teil, die nur durch eine oft fürchterliche Disziplin bei der Fahne zu halten waren. Friedrich der Große wußte recht wohl, daß er auf seine Kantonisten sich besser verlassen konnte, aber es fiel ihm nicht ein, die Konsequenz zu ziehen und das ganze Heer aus der Landesbevölkerung zu ergänzen. Einmal waren ihm diese Ausländer deshalb willkommen, weil sie durch die Ehen, die sie schließen durften, das Land „peuplierten“, und dann wollte er die Kantons, diese „Augäpfel des Landes“, nicht überanstrengen, wollte er dem Ackerbau und den Gewerben, die doch auch seine Kassen füllten, nicht zu viel Arbeitskräfte entziehen. Nur durch schärfste und genaueste Ökonomie seiner Kräfte konnte er sich erhalten, und so verschmähte er es nicht, den Ausschuß der fremden Nationen noch hinzuzunehmen und nützlich zu verarbeiten. Es war gar nicht einmal leicht, dieses an sich schon so schlechte und mangelhafte Soldatenmaterial in den gewünschten Quantitäten zu bekommen, denn die preußischen Werber im Auslande wurden nirgends gern gesehen, und die Nachbarfürsten wollten sich ihre Landeskinder nicht von ihnen wegholen lassen. Wenn Friedrich der Große trotzdem selbst nach den Erfahrungen des Siebenjährigen Krieges zähe an der Auslandswerbung festhielt, so sieht man, wie unentbehrlich sie ihm erschien. Aber sie hielt nun auch sein ganzes Heer- und Kriegswesen in Fesseln, die die freie Entfaltung kriegerischer Kraft in hohem Grade hinderten. Er durfte seine Soldaten nicht in Feindesland furagieren und requirieren lassen, um ihre Disziplin



Abb. 6. Friedrich Schleiermacher.
Stich von H. Lips. (Zu Seite 25.)

nicht zu lockern und um ihnen nicht willkommene Gelegenheit zur Desertion zu geben. Sie mußten darum vorzugsweise aus Magazinen verpflegt werden, und der ungeheure Troß, den diese nötig machten, lähmte die Bewegungen der Heere. Sie durften ferner auf dem Schlachtfelde nicht diejenige Bewegungsfreiheit haben, die das aufgelöste Schützengefecht dem modernen Soldaten gibt. Weil sie so unzuverlässig waren, mußten sie so streng und peinlich zusammengehalten, mußten sie zu Maschinen dressiert werden. Mit den so zusammengesetzten und zu solcher Kampfesweise gezwungenen Heeren durfte man ferner nicht allzuoft die männermordende Schlacht wagen, denn der Menschenverlust war schwer zu ersetzen, zumal im Kriege. Die Strategie bekam dadurch einen überaus künstlichen Charakter. Sie konnte die Schlacht ja nicht schlechthin vermeiden, aber sie versuchte möglichst viel durch Manöver und Demonstrationen zu erreichen. Sie gewöhnte sich so an die Anschauung, daß eben nicht alles auf die Zertrümmerung der feindlichen Kriegsmacht ankomme, sondern daß es gelte, sie in Schach zu halten, möglichst viel Land zu schützen oder zu bedrohen, um so den Gegner zu zersplittern — allerdings nur, indem man sich selbst zersplitterte. So wurden das Feuer und die Energie des Krieges gedämpft, seine Kräfte und Mittel zerteilt und auseinandergezogen. Und alles das, weil die Quelle dieser Kräfte, die Heeresergänzung, selbst so spärlich floß und so schonungsbedürftig war. Die Basis der Macht war zu schmal.

Der ausländische Söldner, den man nicht entbehren konnte, war das Überbleibsel der Landsknechtszeit und der Werbeheere des Dreißigjährigen Krieges. Man hatte dies wilde und vagierende Element gleichsam eingefangen und gezähmt, aber es hörte doch nicht auf, wider den Stachel zu löken, es wirkte in der Tiefe als ein Faktor, der die militärische und damit auch die politische Kraftentfaltung des neuen Militärstaates in Schranken hielt. Hier sehen wir also jene Diskrepanz in der Struktur des Militärstaates, jenen Widerspruch zwischen seinen neuen Zwecken und seinen alten, doch nur künstlich und unvollkommen aptierten Fundamenten besonders klar. Dieser Widerspruch war so lange nicht fühlbar, als auch die übrigen Staaten Europas in ähnlichen, wenn auch nicht ganz so zugespitzten Verhältnissen lebten. Aber nur so lange dies der Fall war, war das System historisch und politisch gerechtfertigt.

Es war zu seiner Zeit in Preußen auch nur möglich und durchführbar, weil gleichzeitig auch noch ein anderer geschichtlicher Faktor älteren Ursprungs für die Zwecke des Militärstaates erzogen und brauchbar gemacht worden war — der brandenburgisch-preußische Adel. Seine ständische Macht, seine Ansprüche auf politische Mitherrschaft waren niedergeschlagen worden; er wurde entschädigt nicht nur durch die Fortdauer seiner sozialen und wirtschaftlichen Vorrechte, sondern auch durch die Ehren und Vorzüge des preußischen Offizierdienstes. Er wurde persönlich interessiert für den neuen Militärstaat und innerlich für ihn gewonnen. Eine Fülle von urwüchsiger Kraft brachten sie dem Heere zu, sie wurden schlechthin sein moralisches Rückgrat. Diese Zähmung der einst so Widerspenstigen war von allen Zähmungen und Erziehungen, die das preußische Königtum an den vorgefundenen Elementen der älteren territorialen Zeit vornahm, weitaus die erfolgreichste und auch die folgenreichste. Der preußische Adel wurde von allen Ständen der Gesellschaft der erste, der in ein wirklich inneres Verhältnis zur neuen Staatsidee trat, in ein Verhältnis, das auf Gesinnung, nicht bloß passivem Gehorsam, sondern energischer Betätigung der Gesinnung beruhte. Er wurde, wenn man den Ausdruck schon wagen darf, aus einem bloß sozialen und in politischer Hinsicht egoistischen Stande etwas wie ein nationaler Stand. Seine territoriale Borniertheit schmolz zusammen auf den Schlachtfeldern Friedrichs des Großen. Und dieses Bündnis zwischen Adel und Krone wuchs so fest zusammen, daß es alle Umwandlungen der folgenden Zeiten zu überdauern vermochte. Bündnisse der Krone mit den anderen Ständen folgten später wohl nach, aber die historische Priorität, die das Bündnis mit dem Adel hatte, verschaffte ihm eine politische Prärogative gegenüber allen folgenden Bündnissen.

Aber mit welchen Mitteln wurde nun die Schaffung dieses ersten nationalen Standes im Staate erkauft. Wiederum zeigte es sich, daß die Basis der Macht, über die das Königtum verfügte, noch zu schmal war, um wirklich durchgreifen zu können in

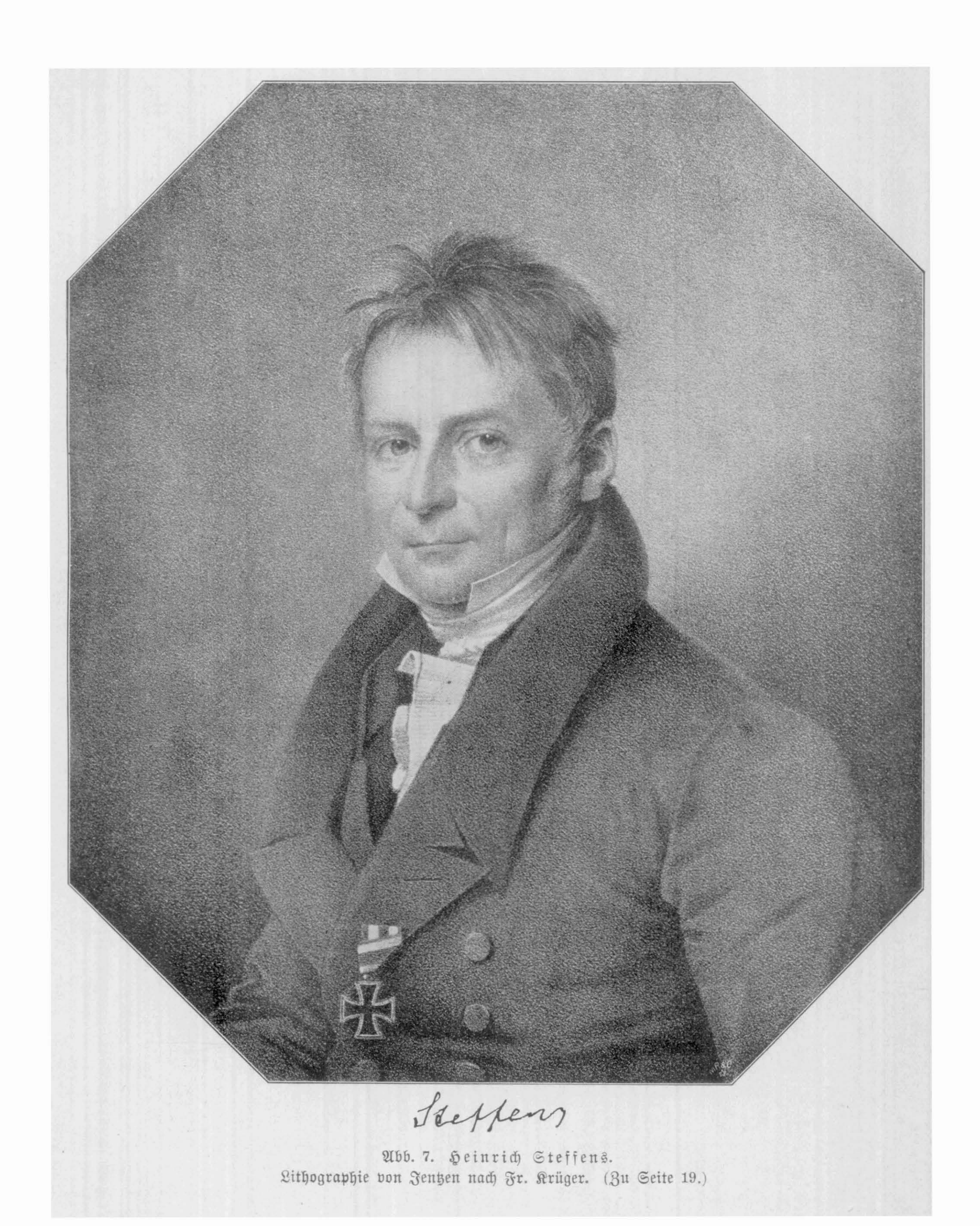


Abb. 7. Heinrich Steffens.
Lithographie von Jentzen nach Fr. Krüger. (Zu Seite 19.)



Abb. 8. Christian Jakob Kraus. Stich nach Jügel. (Zu Seite 22 u. 32.)

der Reform der Institutionen, auf die es sich stützte. Wiederum mußte es sich begnügen, die Einrichtungen der älteren Zeit, die für seine neuen Machtzwecke eigentlich nicht mehr paßten, notdürftig und unvollkommen ihnen anzupassen. Wie wichtig wäre es gewesen, das dem Landesadel entnommene Offizierkorps nicht nur regelmäßig, sondern auch auskömmlich zu besolden und es so materiell zu befriedigen. Es war gewiß bei dem damaligen Stande des Steuerwesens und der Geldwirtschaft überhaupt eine große Leistung Friedrich Wilhelms I., Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit in die Soldzahlung hineinzubringen, aber die Gehälter selbst konnten nur karg bemessen werden. Da half man sich mit der Benutzung einer älteren, höchst primitiven Institution, um wenigstens den Offizieren vom Kompagniechef aufwärts ein behagliches Einkommen zu verschaffen und so allen Offizieren wenigstens die Aussicht auf ein solches zu eröffnen. Das war die sogenannte Kompagniewirtschaft. Ursprünglich waren die Obersten und Kompagniechefs finanzielle Unternehmer gewesen, die mit dem Kriegsherrn einen Vertrag abschlossen über die Aufbringung und Unterhaltung ihres Truppenteils. Er überwies ihnen die Mittel dafür, kontrollierte, ob sie damit leisteten, was verlangt wurde, und überließ ihnen die Ersparnisse, die sie dabei machten. Diese wirtschaftliche Selbständigkeit der Kompagniechefs war wohl mannigfach eingeschränkt worden, aber immer noch hatten sie einige Fonds nach alter Weise zu verwalten und durften die Ersparnisse in ihre Tasche stecken. Ein Hauptmann, der 800 Taler Gehalt hatte, konnte sein Einkommen in Friedenszeiten dadurch leicht bis auf 1500—2000 Taler bringen, und da auch jeder höhere Offizier des Regiments zugleich Chef einer Kompagnie blieb, so behielt er damit eine Art von Pfründe. Aber diese Pfründen warfen nur in Friedenszeiten etwas ab, während im Kriege alles daraufging für die Bedürfnisse des Truppenteils. So merkwürdig gewandelt also hatte sich diese Institution, daß der Krieg, der für die unternehmenden Hauptleute des Dreißigjährigen Krieges eine Quelle des Gewinns war, für die schärfer kontrollierten preußischen Hauptleute des achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhunderts eine harte finanzielle Einbuße bedeutete. Die Aptierung der altertümlichen Institution an die Zwecke des Militärstaates kehrte sich hier abermals in letzter Wirkung gegen diese selbst, weil sie den kriegerischen Geist der älteren Offiziere lähmte.

Wenden wir unseren Blick vom Heerwesen zurück wieder auf Gesellschafts- und Wirtschaftsleben. Der Staat schützte, sagten wir, den Adel in seiner Stellung als Guts- und Patrimonialherren über die hintersässigen Bauern, er schützte aber auch diese vor der Herabdrückung zu Instleuten und Tagelöhnern, indem er das abhängige Bauernland schützte vor der Verwandlung in Gutsland. Er wünschte sich einen kräftigen und leistungsfähigen Bauernstand, vor allem, weil dieser ihm seine Rekruten lieferte, dann auch, weil er ihm die Kontribution, die Heeressteuer, die auf dem platten Lande lag, zahlte, während der Adel von alter Zeit her zum größeren Teile kontributionsfrei war. Abermals wurden alte soziale und wirtschaftliche Verhältnisse für den Gebrauch des Militärstaates sinnreich zugleich festgehalten und zugeschnitten. Aber konnten die neuen Ziele mit den alten Mitteln wirklich ganz erreicht werden? Der Bauernstand konnte sich in den Fesseln, in denen er gehalten wurde, zu einer kräftigen wirtschaftlichen Selbständigkeit nicht wohl entwickeln. Die Hand- und Spanndienste, die er dem

Gutsherrn schuldete, leistete er unlustig und schlaff. Seine unfreie Arbeit war zugleich eine unwirtschaftliche Arbeit.

Der Adel sollte auch dadurch in seinem Bestande und in seiner wirtschaftlichen Sphäre geschützt werden, daß es dem kapitalkräftigen Bürger verboten oder doch sehr erschwert wurde, Rittergüter zu kaufen. Auch dieses, den sozialen Anschauungen der alten Zeit entnommene Mittel war zweischneidig, weil es den Kreis der Käufer für den, der sein Gut losschlagen wollte oder mußte, einengte und den Verkaufswert dadurch drückte.

Es würde hier zu weit führen, wenn wir auch an anderen Vorrechten, die dem Adel absichtlich gelassen wurden, zeigen wollten, daß sie sich in letzter Linie gegen ihn selbst richteten oder doch dem Wirtschaftsleben im allgemeinen schadeten. Und doch war es ein brennender Wunsch der großen preußischen Könige des achtzehnten Jahrhunderts, alle Zweige der Wirtschaft, Ackerbau, Gewerbe und Handel in Flor zu bringen und Tatkraft und Unternehmungsgeist ihrer Untertanen zu wecken. Ihre Tendenz war mit nichten etwa schlechthin adelsfreundlich und bürgerfeindlich. Aber weil sie auch bei der Behandlung des städtischen Erwerbslebens sich so sehr an die Einrichtungen banden, die die ältere territoriale Zeit geschaffen hatte, so gerieten auch hier Mittel und Zwecke in Widerspruch.

In denselben Jahrhunderten des Überganges vom Mittelalter zur Neuzeit, in denen der deutsche Territorialstaat geschaffen wurde, hatten auch die Städte in Deutschland sich eine wirtschaftliche Sonderstellung erkämpft oder ausgebaut, die zu einer schroffen Trennung von Stadt und Land führte. Sie beherrschten wirtschaftlich das umliegende Land, verhinderten, daß auf dem Lande eine konkurrierende Gewerbetätigkeit sich entfaltete und rissen den Getreidehandel an sich. Nicht minder exklusiv gestalteten sie den Verkehr mit den fremden Kaufleuten zum Nutzen und Frommen der eigenen Produzenten und Konsumenten, gestalteten sie auch den Gewerbebetrieb in den eigenen Mauern durch Aufrechterhaltung der Zunftschranken. Ohne Frage hat, bei den damaligen primitiven wirtschaftlichen Zuständen, dies System von Zwangs- und Bannrechten, diese wirtschaftliche Autonomie der einzelnen Stadt die Kraft des deutschen Bürgertums mit entwickeln helfen, aber ebenso unzweifelhaft wurde auch die Kluft, die es von den übrigen Ständen der Gesellschaft trennte, dadurch tiefer gegraben. Nichts wäre falscher, als in dem deutschen Bürger des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts schon den modernen liberalen Staatsbürger, den Vorkämpfer gesellschaftlicher und politischer Gleichberechtigung sehen zu wollen. Auch seine Basis war, wie die des Adels, das Privileg und das Sonderrecht.

Diesen Zustand fanden die großen Staatsgründer der brandenburgisch-preußischen Monarchie vor, und sie haben ihn in der Hauptsache konserviert, weil er sich mit ihren nächsten Zwecken wohl vereinigen ließ. Lieferten der Adel die Offiziere und die bäuerliche Bevölkerung die besten Soldaten des Heeres, so hatten nun die Städte den besten Teil des nötigen Geldes zu



Abb. 9. Suarez. Silhouette aus den Jahrbüchern für Preußische Gesetzgebung, Berlin 1833. (Zu Seite 34.)

liefern. Als der Große Kurfürst seine Heeressteuern durchsetzte, zogen die brandenburgischen Städte es vor, die auf sie fallende Quote nicht, wie es auf dem platten Lande geschah, als Grund- und Gebäudesteuern, als sogenannte Kontribution zu erheben, sondern durch eine Reihe indirekter Verbrauchsabgaben, die sogenannte Akzise, flüssig zu machen. Sie paßte sich den städtischen Verhältnissen leichter an, sie drückte den Einzelnen weniger, sie war steigerungsfähiger als die Kontribution. Eben deswegen bemächtigte sich die Regierung sehr bald der Verfügung über die gesamte Akzise und hatte in ihr nun eine Einnahmequelle, die unmittelbar abhing von dem Gedeihen der städtischen Wirtschaftszweige und unmittelbar dazu aufforderte, die wirtschaftliche Sonderstellung der Stadt zu erhalten. Es blieb dabei, daß kein erhebliches Gewerbe sich auf dem Lande niederlassen durfte, denn es schmälerte ja die städtische Akzise. Der Unterschied gegen früher war nur der, daß damals die einzelne Stadt sich selbst schützte und abschloß, jetzt die Städte insgesamt von der Regierung geschützt und abgeschlossen wurden. Die Wirtschaftspolitik der einzelnen Stadt wurde abgelöst durch die Wirtschaftspolitik des Staates, das Wirtschaftssystem im ganzen aber blieb. Der einzelnen Stadt konnten nun wohl einzelne Vorrechte, die sie sich früher erobert hatte, geschmälert werden im Interesse der gesamten Städtewirtschaft, es konnten auch gewisse Auswüchse des Zunftwesens beschnitten werden, aber der Kern der alten Institutionen blieb erhalten und diente fortan den neuen Zwecken.

Und wie gut ließen sich die Städte auch sonst hierfür benutzen. In den Bürgerhäusern wurden die Soldaten einquartiert. Die Mauern und Torwachen, die wegen der Akzise nötig waren, hinderten auch das Desertieren. Die ausgedienten Soldaten und Invaliden konnte man durch die städtischen Ämter versorgen. Zum Heeresdienste selbst konnte man auch die niederen und ärmeren Schichten der Stadtbevölkerung heranziehen, während für diejenigen Gewerbe, auf deren Blüte es dem Staate vor allem ankam, zahlreiche Exemtionen vorgesehen waren. Die Befreiung auch der höheren sozialen Schichten des Bürgerstandes vom Heeresdienste war ein neues Vorrecht ganz im Geiste der alten Vorrechte und eine Entschädigung zugleich für den Verlust einzelner alter Vorrechte, für den Verlust munizipaler Freiheit und Selbständigkeit vor allem.

Diese verloren sie an die Bureaukratie, an die Steuerräte und Kriegs- und Domänenkammern, die die städtische Verwaltung jetzt leiteten und beaufsichtigten. Die alten oligarchischen und korporativen Formen der Stadtverfassung blieben, wie denn ja auch die alten Ständeverfassungen im Ganzen nicht abgeschafft wurden; aber diese wie jene wurden zum Schatten.

Die munizipale Autonomie der Städte hatte sich einst Hand in Hand mit ihrer wirtschaftlichen Vorzugsstellung entwickelt. Sie gehörten, historisch gesehen, zusammen. War es nun auf die Dauer möglich, die eine zu knicken und die andere zu erhalten und nur eben umzubiegen? In der Luft der Freiheit und Selbstbestimmung waren die Städte einst auch wirtschaftlich zur Blüte gelangt. Konnte die bevormundende Bureaukratie nun auch ein neues Zeitalter der Blüte hervorrufen? Es waren ihr doch Grenzen gesteckt, über die sie nicht hinaus konnte. Unstreitig hat sie Bedeutendes gewollt und Kommendes vorbereitet, aber dieses Kommende konnte auch nur wieder, wie einst das Alte, in der Luft der Freiheit wahrhaft gedeihen. Es handelt sich um die Einführung der Industrie und der größeren kapitalkräftigen Betriebe in das städtische Wirtschaftsleben. Der Vorsprung, den die westeuropäischen Staaten durch sie erlangt hatten, lockte auch Friedrich den Großen, in seinem Lande gleiches zu versuchen. Weil die Initiative nicht von unten kam, mußte er mit seinen Beamten die Unternehmer herbeilocken durch staatliche Hilfen und Unterstützungen. Diese neuen Betriebe ließen sich nicht in die Formen der alten Zünfte zwängen, man ließ ihnen also freiere Formen. So bestanden nun alte und neue Gewerbsformen nebeneinander, und mancherlei Reibungen etwa zwischen den zünftigen Meistern, die nur eine beschränkte Anzahl von Gesellen beschäftigen durften, und den nichtzünftigen Unternehmern, die beliebig viel Arbeitskräfte verwenden durften, waren die Folge. Die neuen Betriebe drängten ferner zum Teil hinaus über die Mauern der Stadt, die man ihnen doch nicht recht zu öffnen wagte,

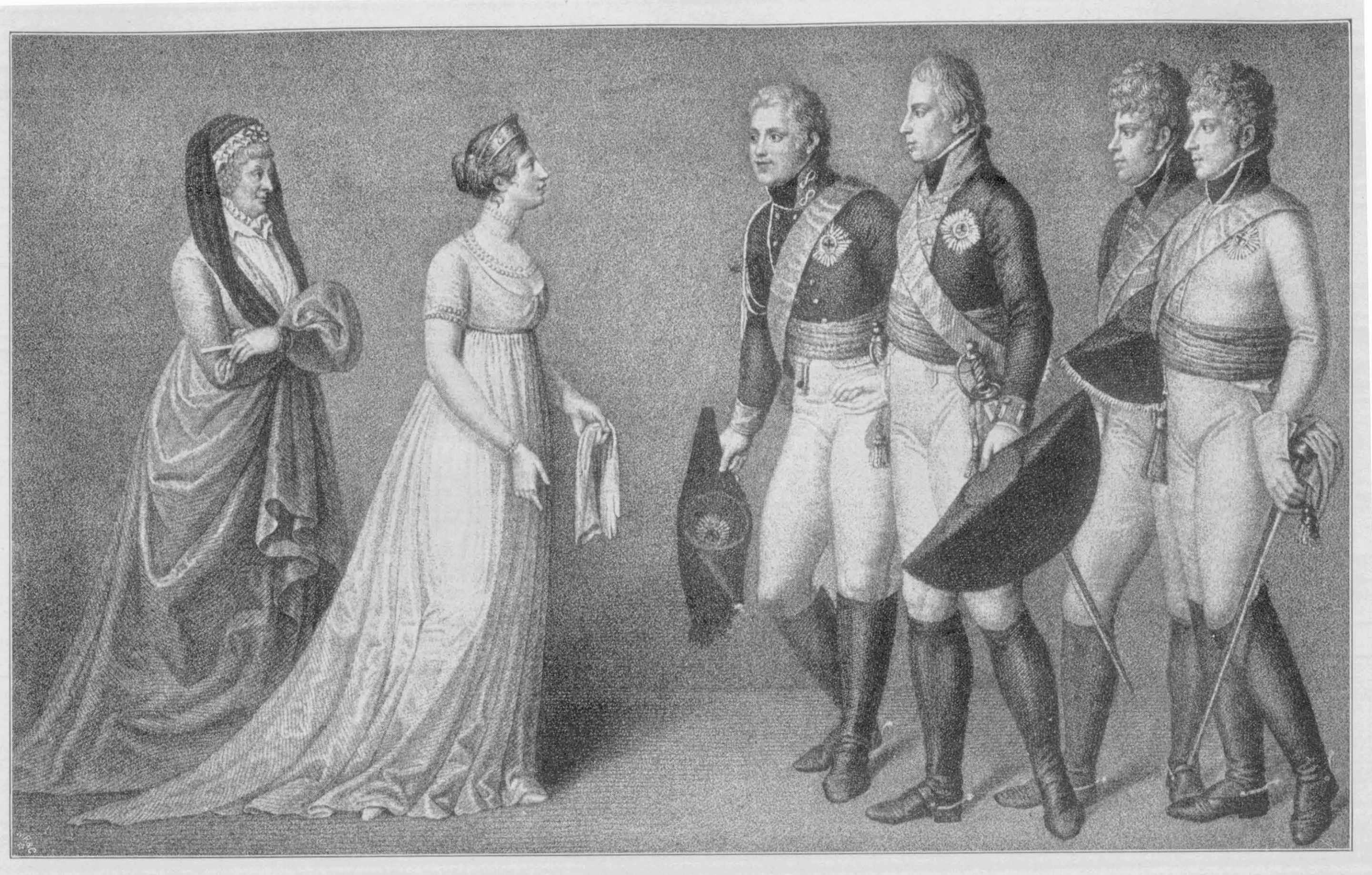


Abb. 10. Zusammenkunft des Kaisers Alexander von Rußland mit Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise zu Memel am 10. Juni 1802. Lithographie nach dem Gemälde von Dähling. (Zu Seite 32 u. 44.)

weil alle übrigen Einrichtungen noch auf die Trennung von Stadt und Land zugeschnitten waren. Was trotzdem erreicht wurde, etwa in der Pflege der Seidenindustrie, die sich Friedrich der Große besonders angelegen sein ließ, war wohl höchst respektabel, aber es blieb eine zarte Pflanze. Die Intelligenz und Tatkraft der Beamten konnte nun einmal nicht den Unternehmungsgeist des Bürgers selbst ersetzen, und dieser blieb stecken in einer Atmosphäre, die ringsherum alten und neuen Druck zugleich ausübte.

III.

Das deutsche Geistesleben und der preußische Staat vor 1806.

So lebte man in Preußen zugleich im alten ständischen Territorialstaat und im neuen militärischen Großstaat, in den ererbten patriarchalischen Gesinnungen des einen und den anerzogenen militärisch-bureaukratischen Zucht- und Gehorsamsgesinnungen des anderen. Noch bunter und disharmonischer wird dieses Bild, wenn man nun ins Auge faßt, daß die Höherstehenden, die Gebildeten des Volkes, gleichzeitig noch in einer dritten, ganz neuen und ganz unstaatlichen Welt lebten, wo alle politischen und sozialen Hüllen, die den Einzelnen umkleideten, sanken und der Mensch rein als Mensch Ursprung, Maßstab und Ideal aller Werte war. Man sprach in diesen Kreisen wohl auch von der „Gesellschaft" und den Beziehungen des Einzelnen zu ihr, aber man dachte dabei weniger als heute an die historisch erwachsenen sozialen Institutionen und Sitten, man dachte vor allem an den geselligen Verkehr der Menschen untereinander. Die Gesellschaft war gewissermaßen der freie Marktplatz, dessen man wohl bedurfte, um sich auszugeben und in sich einzunehmen. Und das war keine reine Illusion. Inmitten der so eng gebundenen und verschachtelten Gesellschaft der alten Stände lebte die neue Gesellschaft der freien Geister, der sich suchenden und findenden Persönlichkeiten, der Briefe und Bücher schreibenden und lesenden Menschen. Sie thronten über der gewöhnlichen Wirklichkeit wie die Götter im Olymp; was drunten geschah, tönte nur gedämpft zu ihnen herauf. Es ist auffallend, wie wenig konkret die wirklichen Zustände und Begebenheiten in ihren Briefen sich spiegeln. Man interessiert sich wohl zuweilen für sie, aber man setzt sie dann gewöhnlich um in allgemeine Grundsätze und Ideen, man taucht sie in das Fluidum philosophischer und ästhetischer Betrachtung, in dem nun die ganze Welt schöner, reiner und geistiger erscheint. Zum wenigsten wünscht man sich eine solche Welt, in der, wie Wilhelm von Humboldt damals einmal sagte, „alles Körperliche nur Hülle und Werkzeug" ist, in der auch der Bauer und Handwerker ein Künstler sei, der mit innerer Seele sein Gewerbe treibe. Und stieß man im Leben mit dem Standeshochmut des Adels zusammen, so konnte man sich der Worte Goethes in „Wilhelm Meister" erinnern: „Scheltet sie nicht darüber. Von jenem Glück, das wir als das höchste erkennen, das aus dem innern Reichtum der Natur fließt, haben sie selten eine erhöhte Empfindung." Mit dieser „Natur" aber meinte er auch wieder nicht die herbe und disharmonische Wirklichkeit, sondern die „Gottnatur, wie sie das Feste läßt in Geist verrinnen".

Währenddem machten die französische Revolution und die aus ihr geborenen Kriege die Welt erzittern. Man ließ sich wohl auch von diesem Schauspiel packen und erschüttern, aber mehr wie von einem Schauspiel, dem man zusah. Norddeutschland genoß seit dem Baseler Frieden von 1795 die Neutralität und lag so wie eine Insel da inmitten des stürmisch bewegten europäischen Meeres. Dieser Zustand der Neutralität, sagt Ranke, gehörte dazu, um den begonnenen Trieben der Literatur zu ihrem Fortwachsen und ihrer Reife Raum zu verschaffen. Hätte man sich jetzt schon auf Staat und Politik konzentrieren müssen, so wäre das freie und ins Unendliche schweifende Geistesleben vielleicht zu früh eingeengt worden, müßten wir das klassische Jahrzehnt von 1795 bis 1805 vielleicht entbehren. So aber war es nun möglich, daß die großen Weltereignisse

eben nur einen Stoff neben anderen darstellten für den frei schaltenden und verarbeitenden Geist. Man politisierte über sie mit einem zuweilen sogar brennenden Eifer, aber, so charakterisiert der Naturphilosoph Steffens (Abb. 7) später dieses Treiben, „alles war Doktrin, Theorie, Prinzip, Zukunft; von einer politischen Gegenwart, die zur Tätigkeit auffordern sollte, hatte man bis dahin keine Ahnung". Draußen ging währenddem ein Stück deutschen Bodens nach dem anderen verloren. Den Philosophen focht das wenig an. Glaubt Ihr, fragte Fichte 1793 spöttisch, daß dem deutschen Künstler und Landmann so viel daran liege, daß der lothringische und elsässische Künstler und Landmann seine Stadt und sein Dorf in den geographischen Lehrbüchern hinfüro in dem Kapitel vom Deutschen Reiche finde? Auch die ersten Romantiker in ihrer Frühzeit waren noch stark weltbürgerlich gefärbt. Wackenroder spottete über den brandenburgischen Patriotismus, und Novalis erklärte: Deutschheit ist Kosmopolitismus mit der kräftigsten Individualität gemischt.



Abb. 11. Anastasius Ludwig Mencken.
Stich von Meno Haas nach Frisch. (Zu Seite 34.)

So vergaß man die politischen Grenzen des Reiches wie des preußischen Staates, während man doch den Schutz genoß, den die Grenzen der preußischen Machtsphäre damals den philosophierenden und dichtenden Menschen gewährten. Man vergaß nicht ganz, daß es eine Deutschheit und eine Nationalität gäbe, aber man ließ auch in ihr wieder „das Feste in Geist verrinnen", man konnte sich gegen den Gedanken wehren, daß eine „Staatseinrichtung" auch eine „Nationalanstalt" sein könne. Es bleibt, sagte Wilhelm von Humboldt, ein wichtiger Unterschied zwischen beiden, indem bei jener mehr Freiheit im Eingehen, Trennen und Modifizieren der Verbindung sei. So war auch die Nation, gleich der Gesellschaft, mehr die freie natürliche Vereinigung gleichstrebender und ergänzungsbedürftiger Menschen. Diese Gemeinschaft war das Mittel, der Zweck aber war innere Ausbildung des geistigen Individuums in Schönheit und Kraft.

Weit zurückreichende geistige Wurzeln waren es, die es erklärlich machen, daß man Gesellschaft, Staat und Nation so ganz vorwiegend von den Bedürfnissen des Individuums aus ansehen konnte, daß man die ehernen naturhaften Bande übersehen konnte, die sie miteinander und den Einzelnen mit ihnen verknüpften. Eben dieses Naturhafte in Staat und Gesellschaft wurde verkannt von jener bis in das Mittelalter zurückreichenden Anschauungsweise, die sich naturrechtlich nannte. Sie nahm an, daß der Staat ursprünglich entstanden sei durch einen Vertrag der Menschen untereinander, also durch einen Entschluß des von der Vernunft geleiteten Willens. Die vereinigten Individuen waren es danach, welche durch ihre persönliche Tat den Staat schufen im hellen Lichte des Bewußtseins. Die große Aufklärungsbewegung des achtzehnten Jahrhunderts hatte diese Gedanken weitergeführt. Sie sah in dem geschichtlichen Leben der Menschheit den Kampf der Tugenden und Untugenden, der Vernunft oder Unvernunft der einzelnen Menschen, bald mehr mit optimistischem, bald mehr mit pessimistischem Akzente, meist aber ohne Verständnis dafür, wie seltsam gemischt schon in den ethischen und intellektuellen Kräften des Einzelnen Licht und Schatten immerdar sind, — ohne volles Verständnis vor allem

dafür, daß unter und über der Welt der bewußten Handlungen noch stärkere geschichtliche Mächte ihr Spiel treiben und dem Einzelnen seine Bahnen anweisen. Diesem rationalistischen Individualismus war dann gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts der idealistische Individualismus gefolgt, die Weltanschauung Goethes, Schillers und Wilhelm von Humboldts. Er hatte die Vorstellungen vom Wesen und Wirken des Individuums unendlich vertieft, hatte die äußerlichen Kategorien von Tugend und Laster, Vernunft und Unvernunft ersetzt durch lebendige Kräfte, die im Unbewußten und Naturhaften wurzeln und zum Lichte des Geistes emporstreben, gewissermaßen die flache horizontale Struktur der Seele ersetzt durch eine vertikale, das Neben- und Gegeneinander ihrer Triebe durch ein Über- und Miteinander. Neues Licht war von hier aus auch schon auf die geschichtliche Welt, auf das Leben der Völker im großen gefallen. Man begann nun auch in ihr jene untrennbare Mischung von Geist und Natur und die Bedeutung jener überindividuellen Mächte zu ahnen, die in Sitte und Tradition, in den Einrichtungen der Väter, in Volks- und Nationalgeist im ganzen wirkten. Aber alles war noch in den ersten Anfängen. Indem man das Neue begeistert ergriff, fiel man noch oft genug dazwischen wieder in die alte vernünftelnde Denkweise zurück. Vor allem aber: Man war ja jetzt auf einer Stufe angelangt, wo das Individuum sich seines eigenen verborgenen Reichtums eben erst bewußt geworden war, wo es in Entdeckerfreude schwelgte und ein grenzenloses Reich vor sich zu sehen vermeinte. Entwicklung der Individualität, höchste und proportionierlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen, Eigentümlichkeit der Kraft und Bildung, das sei, meinte Humboldt, der wahre Zweck des Menschen, darauf beruhe zuletzt seine ganze Größe, danach müsse der einzelne Mensch ewig ringen. Dieses Ringen und Streben des Menschen nach Individualität und darüber nur das allgewaltige, unbesiegte Schicksal, dessen Hände höchstes Glück und höchstes Elend zugleich geben, das war das großartige Idealbild des Lebens, wie es sich von dieser Stufe aus darstellte. Man begreift, daß in ihm noch kein rechter Platz war für jene realen Mächte der geschichtlichen Welt. Der wirkliche Staat, die wirkliche Gesellschaft, das wirkliche Milieu, was bedeuteten sie für den, der über sich und seiner Seele nur das Weltschicksal als den Stärkeren anerkannte? Man mißachtete diese intermediären Gewalten, man fühlte sich zu frei und zu hoch, um jetzt schon eingehen zu wollen in die Gebundenheiten des wirklichen Lebens. Was war man auch ihnen zu Danke schuldig? Die inneren Schätze, die man jetzt besaß, hatte man sich ganz durch eigene Kraft, durch eine rein geistige Anstrengung erworben. Keine Staats- und Hofgunst, wie einst im Frankreich Ludwigs XIV., auch nicht die Gunst reicher und luxusliebender Klassen, wie in den Städten Italiens, hatten die hohe Blüte der geistigen Kultur mit fördern helfen. Die Gunst eines Fürsten wie Karl August von Weimar wurde nicht eigentlich als Fürstengunst, sondern mehr als Gunst eines Freundes und Menschen empfunden.

Immerhin aber hatten die deutschen Territorialstaaten des achtzehnten Jahrhunderts und die eigentümlichen Zustände, die sie hervorbrachten, gewisse indirekte Verdienste hierbei. Sie erleichterten es, daß sich der deutsche Geist so frei und selbstherrlich entfalten konnte. Der deutsche Dichter und Gelehrte wurde nicht mit äußeren Gunstbeweisen und Belohnungen überschüttet, aber er bedurfte deren auch nicht. Was er nötig hatte, war eine kleine, aber sicher und leicht zu erlangende Subsistenz, und an kleinen Ämtern und Pöstchen war kein Mangel. Der Kampf um das Dasein war noch nicht so schwer, wenn auch das Dasein selbst bescheiden war. Und man war nicht übermäßig gebunden an die Stelle, in die man durch den Zufall geführt war. Die Bande wurden leicht geknüpft und leicht gelöst und anderwärts wieder angeknüpft. Es gab eine Freiheit und Leichtigkeit des Wanderns von Land zu Land, die dem Leben und Treiben dieser Männer Schwingen verlieh, nicht nur äußere, sondern auch innere geistige. Man hört noch ihren Nachklang in jenem Liede aus Wilhelm Meisters Wanderjahren: „Von dem Berge zu den Hügeln“:

Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

Was das bedeutete, dafür sei uns Fichte ein klassischer Zeuge, der in seinen „Reden an die deutsche Nation“ erzählte: „Jedem war es verstattet, über die ganze Oberfläche dieses Vaterlandes hin sich diejenige Bildung, die am meisten Verwandtschaft zu seinem Geiste hatte, oder den demselben angemessensten Wirkungskreis aufzusuchen, und das Talent wuchs nicht hinein in seine Stelle wie ein Baum, sondern es war ihm erlaubt, dieselbe zu suchen ... Kein deutschgeborener Fürst hat es je über sich vermocht, seinen Untertanen das Vaterland innerhalb der Berge oder Flüsse, wo er regierte, abzustecken und dieselben zu betrachten als gebunden an die Erdscholle ... und so fand denn bei manchen Einseitigkeiten und Engherzigkeiten der besonderen Staaten dennoch in Deutschland, dieses als ein Ganzes genommen, die höchste Freiheit der Erforschung und der Mitteilung statt, die jemals ein Volk besessen.“

Auch das war wertvoll, daß die Regierungen, im ganzen genommen, eine milde Zensur ausübten über die Werke der Literatur. Sie war ja so unpolitisch, daß man von Staats wegen ohne Sorgen um sie sein konnte. Und wo doch vorübergehend, wie etwa in Preußen in den Jahren des Religionsediktes, ein Argwohn aufkam gegen freiere geistige Tendenzen, gewährte sogleich der Nachbarstaat dem bedrohten Schriftwerke eine Freistatt.

Diese Freiheit der Mitteilung, der Vereinigung und der Wanderung aber schuf nun ein Gemeingefühl unter den Trägern der geistigen Bewegung, das sie selbst wohl schon Nationalgefühl nannten und das in der Tat die Vorstufe eines wirklichen Nationalgefühles geworden ist. Es war leicht und schwebend wie ein Duft, aber der ging von Fluren aus, die eine köstliche Vegetation trugen. Jetzt wird man jenes Novalissche Wort ganz verstehen, daß Deutschheit Kosmopolitismus sei, verbunden mit stärkster Individualität. Bisher, sagte Fichte später 1813, haben eigentlich nur diese, die Gelehrten, die künftigen Deutschen vorgebildet, durch ihre Schriftstellerei, sodann durch ihr Wandern. „Also der merkwürdige Zug im Nationalcharakter der Deutschen wäre eben ihre Existenz ohne Staat und über den Staat hinaus, ihre rein geistige Ausbildung.“

Der Staat kümmerte sich also im ganzen wenig darum, wenn die Gelehrten freie Gesinnungen entwickelten, die mit den hergebrachten Anschauungen und mit der hergebrachten Kirchlichkeit in keinem Einklange standen. Wir haben schon gesagt, wie insbesondere Preußen sich durch eine kirchliche Toleranz auszeichnete, die in ihrem Ursprunge eng zusammenhing mit seinen politischen Interessen. Wir dürfen jetzt hinzusetzen, daß der preußische Staat auch deswegen tolerant bleiben konnte, weil er immer mächtiger und stärker wurde. Die schwächeren Staatsgewalten der älteren territorialen Zeit hatten nicht verzichten können auf kirchliche Gleichförmigkeit ihrer Untertanen, weil die religiösen Spaltungen nur zu leicht auch politische Spaltungen wurden und sich mit der Opposition der Landstände gegen die Fürsten verquickten. Der brandenburgisch-preußische Militärstaat dagegen, der die Ständegewalt niedergeworfen hatte, durfte es sich eben im Bewußtsein seiner Stärke erlauben, tolerant zu sein. Und so hat die Entwicklung der stehenden Heere in Deutschland vielleicht ebenso sehr zum Durchbruch der Toleranzgedanken beigetragen, wie die Aufklärungsbewegung, die ja auch in die Kirche und in die Kreise der Regierenden selbst einbrach. Friedrich der Große wäre durch seine eigene religiöse Gleichgültigkeit schwerlich abgehalten worden, als Regent intolerant zu sein, wenn er es für politisch nützlich gehalten hätte.



Abb. 12. Carl Friedrich Graf v. Beyme.
(Zu Seite 34.)

Aber er hatte in seinem Heere eine Regierungswaffe, die es ihm überflüssig machte, seine Untertanen auch noch kirchlich zu uniformieren.

So schien denn jenes System der Arbeitsteilung, das Friedrich der Große in seinem Staate aufrecht erhielt und das jedem Stande seine besondere Funktion zuwies, auf das glücklichste abgepaßt zu sein auch auf den Stand der Gelehrten und Schriftsteller, auf die Träger der geistigen Kultur. Man ließ sie draußen und in Freiheit, weil man ihrer nicht bedurfte und weil sie nicht schadeten. Und viele gab es, die diesen Zustand lobten und in ihm ein Meisterstück der Zivilisation sahen. Wie vortrefflich, sagte man, daß der Staat die stehenden Heere ausgebildet und gerade die niedersten Klassen der Bevölkerung dazu genommen hat. Nun kann der Fürst seine Kriege führen, während der Bürger sein Gewerbe ungestört treibt und der Gelehrte seinen Gedanken nachhängen kann.

Aber es wurde allmählich anders damit. Man konnte sich der Unruhe, die durch die französische Revolution in die Welt gekommen war, doch nicht ganz entziehen. Das Schauspiel, wie eine Nation ihren Staat nach den Grundsätzen der Philosophie radikal umzubauen begann, wie sie dem Staate als Aufgabe und als höchsten Zweck stellte, die unveräußerlichen Menschenrechte des Individuums zu schützen, war zu merkwürdig, um nicht auch die denkenden Köpfe in Deutschland zur Betrachtung über die eigenen Zustände zu treiben. Aber auch aus inneren spontanen Antrieben konnte man wohl zu zweifeln beginnen an der Vortrefflichkeit der sozialen und geistigen Arbeitsteilungen, in denen man lebte. Sollte das freie Leben im Geiste, das der Gelehrte genoß, wirklich auch nur ein ständisches Privileg bleiben, wie der Gewerbebetrieb des Bürgers in der Stadt und die gutsherrliche Gewalt des Edelmanns? Die Konsequenz des neuen Menschheitsideals, für das man lebte, drängte danach, ins allgemeine umgesetzt zu werden. Man konnte die Augen nicht dauernd vor der Tatsache verschließen, daß die Institutionen, die der Staat für die breite Masse des Volkes aufrechterhielt, Ketten waren nicht nur für diejenigen, die sich aus ihr emporringen wollten, sondern auch für die, die sie gar nicht empfanden. War es nicht klar, daß der freie Bauer und Tagelöhner sehr viel mehr schaffte, als der hörige und mit Frondiensten belastete? Und noch schwerer fiel es für den damaligen deutschen Denker in die Wage, daß die Fronverfassung den Bauern auch moralisch verunedelte. Das Gefühl der Knechtschaft ist es, rief Fichte 1793, das den Bauern tief verderbt. Wenn Wilhelm von Humboldt sich, wie wir sahen, auch den Bauern und Handwerker als frei schaffenden Künstler wünschte, so mußte er ihm, damit er seine innere Freiheit erränge, zuvor auch die äußere wünschen. Ein Zentrum solcher Gedanken wurde in den neunziger Jahren vor allem Königsberg, wo Kant (Abb. 2) aus seiner Sympathie mit der französischen Revolution kein Hehl machte und der Nationalökonom Kraus (Abb. 8) die freien Wirtschaftslehren von Adam Smith (Abb. 3) den angehenden Staatsbeamten predigte. Mehr vielleicht noch als das, was man von Engländern und Franzosen hier annahm, bedeutete die Wendung in den Wirkungen der Kantschen Philosophie selbst. In den ausgehenden achtziger Jahren hatte sie als die Lehre der reinen Vernunft sich die Köpfe erobert, in den neunziger Jahren aber wurden die Gedanken seiner praktischen Vernunft das Ferment einer wahrhaft sozialen Bewegung. Die jungen Beamten und Offiziere gingen aus seinem Hörsaal zu ihrem Beruf mit dem ernsten Entschluß, die Menschenwürde auch in dem Niedrigsten ihrer Untergebenen zu achten, den Keim der sittlichen Selbstbestimmung, der nach den Lehren ihres Meisters in jedem Menschen lag, erzieherisch zu pflegen. Mancher meinte das leisten zu können innerhalb des Bestehenden.

Andere, schärfer sehende Denker aber meinten das nicht und begannen aufzubegehren wider den Staat, wie er war. Endlich erwachte eine wirkliche Leidenschaft in politischen Dingen, noch keine eigentlich politische Leidenschaft, die zur Tat drängt, aber eine innere kräftige Auflehnung des Denkers, der zunächst einmal sich selbst befreien wollte von dem geistigen Drucke dessen, was man anfing als Unvernunft und Unrecht wider das Individuum zu empfinden. Aus diesem inneren Bedürfnis schrieb Wilhelm von Humboldt 1792 seine „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen“,

und Fichte 1793 seine „Beiträge zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution“.

Zwei Männer von recht verschiedenem Temperamente waren es. Humboldt (Abb. 31) wob sein feines und festes Gedankengespinst mit so gleichmäßig fortschreitender Dialektik und mit oft so blassen Sprachmitteln, daß man die innere Leidenschaft und den hohen Stolz, die ihn beseelten, leicht verkennen kann. Fichte (Abb. 20) ist auch hier schon in jeder Zeile Nerv und Männlichkeit. Humboldt scheint oft nur zu denken, Fichte oft nur zu fordern. Bei Humboldt kann man übersehen, daß hinter der Theorie noch ein sehr lebendiger innerer Wille lebte. Bei Fichte könnte man umgekehrt zuweilen vergessen, daß seine unbedingten Forderungen auf einer intensiven und wohlgegliederten Gedankenarbeit beruhen. Sieht man bei beiden aber auf die ganze Persönlichkeit, so kann man es verstehen, daß sie in der Hauptsache überraschend übereinstimmten, ohne voneinander zu wissen. Beide protestieren mit Kraft gegen den bisherigen Staat, der die Menschen nur als Mittel, nicht als Zwecke behandle. Beide vergaßen die Freiheit der Bewegung, die der Staat den Denkern doch gelassen hatte, und fühlten nur den Druck, den seine Institutionen auf diejenigen ausüben mußten, die in Knechtschaft waren und ihrer Knechtschaft bewußt wurden. Sie versetzten sich gleichsam mit edler Sympathie in die Seele ihrer unglücklicheren Volksgenossen, „Ich weiß,“ klagte Fichte, „daß der Staat von jeher gearbeitet hat, uns auf jede Art zu gewöhnen, Maschinen zu sein, statt selbständige Wesen zu sein.“ „Durch eine zu ausgedehnte Sorgfalt des Staats,“ deduzierte Humboldt, „leidet die Energie des Handelns überhaupt und der moralische Charakter“, wird „Einförmigkeit in der Nation“, werden „Güter auf Kosten ihrer Kräfte“ hervorgebracht. Wir wissen, wie sehr dies auf den fridericianischen Staat zutraf, wie planmäßig er darauf aus war, das vorhandene Menschenmaterial und die vorhandenen Institutionen, in denen es lebte, zu sortieren und auszunutzen für Zwecke, die ihnen von Hause aus ganz fern lagen, wie er die spontane Energie der Untertanen absichtlich oder unabsichtlich unterdrückte durch die gewaltsam zusammengefaßte Energie der Staatsleitung.



Abb. 13. Freiherr von dem Knesebeck.
Stich von J. Vendramini nach P. E. Stroehling. (Zu Seite 37.)

Sie bekämpften also den vorhandenen Staat, sie ignorierten ihn nicht bloß, wie es Goethe tat. Das war der Anfang einer neuen Epoche, eines neuen Verhältnisses zwischen Staat, Nation und Individuum — aber auch nur eben der Anfang eines regeren Sinnes für das Staatsleben. Ihr Wunsch war es noch nicht, den Staat zu reformieren, sondern zu reduzieren. Möglichst wenig Staat und möglichst viel Individuum war ihre Losung. Der Staat, sagte Humboldt, darf nie etwas anderes zum Gegenstande seiner Wirksamkeit machen, als das, was die Bürger allein nicht selbst sich zu

verschaffen vermögen, die Beförderung der Sicherheit. Die Staatsvereinigung sei bloß ein untergeordnetes Mittel, welchem der wahre Zweck, der Mensch, nicht aufgeopfert werden dürfe. Auch Fichte ordnete den Endzweck des Staates durchaus unter dem Endzwecke des Einzelnen. Dieser sei Kultur, das heißt Bildung durch Selbsttätigkeit, Kultur aber geben könne weder die Gesellschaft noch der Staat. „Niemand wird kultiviert, sondern jeder hat sich selbst zu kultivieren." Der Mittel aber zur Kultur gebe die Gesellschaft ungleich mehrere und ungleich brauchbarere als der Staat.

War aber und konnte das ihr letztes Wort sein? Nach einer gewissen Richtung hin allerdings. Über ihren Gedanken, daß die innere Freiheit des Menschen das höchste der Güter sei, konnten weder sie, noch kann die moderne Menschheit hinauskommen. Tiefer als sie konnte keiner in die Sphäre und in die letzten Aufgaben des Individuums eindringen, aber sie haben allerdings noch nicht die ganze Fülle dessen, was das Individuum in sich birgt und was es braucht, erfaßt. Sie sahen und schätzten im Individuum mehr die geistige Substanz als das Körperliche und Erdenhafte, von und in dem es doch auch lebt. Sie sahen in der Welt die großartige Einheit von Geist und Natur, aber sie dachten mehr an den geistigen als an den naturhaften Pol dieser Einheit. Mit welcher stürmischen Gewalt hat nicht Fichte das gesamte Weltbild zusammengedrängt in das Innere des allschaffenden Ichs. Die Dinge scheinen bei ihm nur da zu sein, um die eine innere Lebensflamme des Geistes zu nähren und in ihr aufzugehen. „Nicht das Fleisch lebet, sondern der Geist," verkündigte er. So bietet er wohl innerste Wahrheit, aber keine Wirklichkeit. Er war einer der blinden Seher, deren inneres Auge leuchtete, deren äußeres Auge aber umschleiert war.

Es hat sich ihm später, wie wir sehen werden, aufgetan. Es fing auch schon damals wenigstens einen Schimmer wirklichen Lebens auf. Wirkliches Leben war es, wenn das fridericianische Preußen, mochte es noch so maschinenhaft und künstlich zugeschnitten sein, Männer und Helden erzeugte, deren Anblick das Herz höher schlagen machte. Und Fichte konnte sich diesem Zauber nicht entziehen. „Ich wüßte gegenwärtig kein Land, wo durch die Nennung gewisser Namen kräftige Nebenideen erweckt werden, als etwa die preußischen Staaten. Ich höre einen Keith, einen Schwerin, einen Winterfeld nennen. Ich werde begierig, zu wissen, ob der Unbekannte etwa von ihnen abstamme und ob er in ihre Fußstapfen trete." „Aber freilich," setzte er seufzend hinzu, „bald hängt in der Seele des Menschenfreundes sich auch an diese Erinnerung eine wehmütige Empfindung, wenn man sich erinnert, für was diese Großtaten getan wurden."

Es mußte eine neue Welle der deutschen Geistesbewegung erst kommen, um die denkenden Menschen weiter hinein zu treiben in die volle, lebendige Wirklichkeit. Sie kam mit der Romantik, die in den letzten Jahren des achtzehnten und in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts sich entfaltete und eben damals ihre besten Gedanken entwickelte. Man wird ihr niemals gerecht, wenn man sie nur als eine literarische Bewegung mit allerlei Nebenfrüchten ansieht, sondern sie wirkte, wo sie überhaupt wirkte, auf das gesamte Leben ein, auf das des Einzelnen in sich nicht nur, sondern auch auf sein Verhältnis zu den großen Mächten der Religion, der Gesellschaft und des Staates. Auch sie ging zwar im stärksten Grade aus von den Bedürfnissen des Individuums und steigerte sich vielfach schnell zu einem reinen Subjektivismus, der alle äußeren Dinge in Genußmittel für das feinschmeckende Ich verwandelte. Aber sie bedurften solcher Genußmittel aus der Außenwelt in viel höherem Grade, als der vorangegangene idealistische Individualismus, sie war rezeptiver und ergänzungsbedürftiger als dieser, der viel mehr prometheische Eigenkraft hatte. Ließ dieser kühn das Feste in Geist verrinnen, so leitete dieses jüngere und schwächere Geschlecht der Romantiker den Geist hinein in das Feste der Welt und zog dieses liebevoll an seinen Busen. Die geschichtliche Welt im weitesten Sinne in sich aufzunehmen, den geistigen Kern in allen seinen Gestaltungen zu entdecken, ward jetzt das Bemühen. „Uns Söhnen des Jahrhunderts," rief einer dieser ersten Romantiker, Wackenroder, „ist der Vorzug zuteil geworden, daß wir auf dem Gipfel eines hohen Berges stehen und daß viele Länder

und viele Zeiten unseren Augen offenbar um uns herum und zu unseren Füßen ausgebreitet liegen. So lasset uns dieses Glück benutzen und mit heitern Blicken über alle Zeiten und Völker umherschweifen und uns bestreben, an allen ihren mannigfaltigen Empfindungen und Werken der Empfindung immer das Menschliche herauszufühlen."

Diese Absicht, die Welt gleichsam neu zu entdecken, sich in jede ihrer Gestaltungen hineinzuleben, statt sie mit äußeren Maßstäben zu meistern, war unendlich fruchtbar. Die Blüte der Geisteswissenschaften im neunzehnten Jahrhundert beruht wesentlich mit darauf, daß man lernte, auch das Fremdartige und Irrationelle historisch zu verstehen und von seinen eigenen Voraussetzungen aus zu ergreifen. Überhaupt, man trat wieder in nähere Berührung mit dem realen Leben, und der realistische Sinn der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist, geistesgeschichtlich gesehen, durch mehr als einen Faden mit den Ideen der ursprünglichen Romantik verbunden. Deren ersten Führern freilich, den Wackenroder, Schlegel und Novalis, war es nicht gegeben, von schöpferischen Impulsen zu großen Schöpfungen selbst fortzuschreiten. Sie waren mehr Anreger als Vollender, aber sie konnten dafür stärkeren Naturen, als sie selbst waren, etwas bieten, was diese dann aufnahmen und kräftiger weitertrugen. Die reine Romantik an sich war gewissermaßen ein zu weiches Element, das erst in der Legierung mit anderem Metall ganz wirksam wurde.

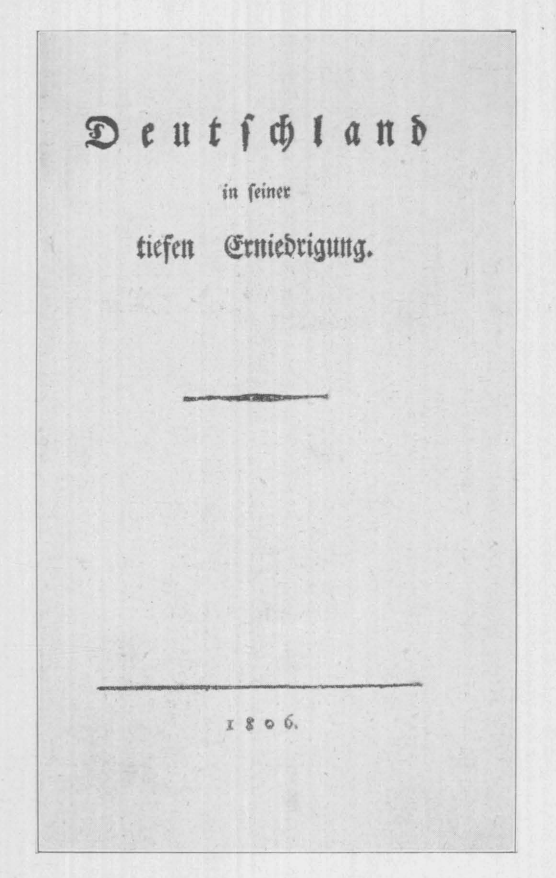
Das galt gleich von der ersten großen Wirkung der Romantik auf das Leben, von der Erneuerung des protestantischen Christentums, die vor allem von Schleiermachers (Abb. 6) 1799 veröffentlichten Reden über die Religion ausging. Hier war die Zartheit des Empfindens und Verstehens, wie die Romantiker sie besaßen, vereinigt mit der Kraft eines hochstrebenden ethischen Willens, der vom bloßen Genießen zum Umsetzen des Empfundenen in Leben und Tat drängte. Und was ebensoviel bedeutete: Er führte jene pantheistischen Gottnaturgedanken der Goethischen Welt und des idealistischen Individualismus aus den Sphären der reinen Geistesbildung hinüber in die protestantische Religiosität selbst und vereinigte sie mit deren noch frischen und lebendigen Trieben. Pietismus und Rationalismus waren die beiden Hauptrichtungen, die er im Protestantismus neben den Resten der Orthodoxie vorfand. Beide hatten noch inneres Leben, beide aber waren in Gefahr, es zu verlieren, die eine durch Absperrung von der Welt, die andere durch Auflösung der Religion in nüchterne, platte Moral. An beide Richtungen konnte Schleiermacher anknüpfen und sie benutzen, die innerliche Frömmigkeit der einen und die ethische Gesinnung der anderen, beide vertiefte er durch einen neuen, feineren und individuelleren Gefühlsinhalt und durch die geistigeren Gottesvorstellungen der philosophischen Bewegung, und wiederum denen, die sich nur mit einer philosophischen Weltanschauung begnügten, führte er den Wert der positiven Religion vor Augen. Noch immer gab es außerdem eine volkstümliche, naive Frömmigkeit in den breiteren Massen Norddeutschlands. Mancher der strebenden Neuerer dieser Zeit hatte sie in seiner Jugend an sich erfahren, war dann in den Jahren seiner Bildung wohl irre geworden an ihr. Jetzt konnte er einen Schritt weiter tun und frei und fromm zugleich sein. Nicht Schleiermachers Einfluß allein, wie hoch man ihn auch einschätzen möge, bewirkte das. Er traf vielmehr schon hinein in eine Sehnsucht und in ein Drängen nach festerem und positiverem Boden, als ihn die Philosophie und der Kunstgenuß allein gewähren



Abb. 14. Friedrich Wilhelm Philipp von Rüchel.
Stich von Bollinger nach Schröder. (Zu Seite 37.)

konnten. Diese Bewegung ist nach den Befreiungskriegen noch weiter gegangen, hat zu einer Erneuerung des pietistischen und orthodoxen Protestantismus geführt und ist so allmählich wieder enger und starrer geworden. Das war sie damals, zu Beginn des Jahrhunderts, noch keineswegs, sondern die verschiedenen Elemente neuer und alter Religiosität wogten noch durcheinander in den mannigfachsten individuellen Schattierungen, hier vielleicht in bloßem Spiel und leichter Erregung, dort schon in ringendem Ernste.

Mit diesem neuen religiösen Triebe aber erwachte nun gleichzeitig, höchst bemerkenswert, ein neuer politischer Trieb, ebenfalls, wie jener, aus den Bedürfnissen des geistig erregten Individuums und mit derselben Richtung auf stärkere Betätigung der Persönlichkeit in der wirklichen und sittlichen Welt und auf engeren Anschluß an die Volksgemeinschaft, deren organischen und geschichtlichen Zusammenhang man ja nun überhaupt zu ahnen begann. Dem vorhandenen, absolutistisch-bureaukratischen Staate konnte man auch jetzt so wenig Geschmack abgewinnen, wie ein Jahrzehnt zuvor, man begnügte sich aber auch nicht mehr mit dem bloßen Wunsche nach möglichst wenig Staat überhaupt, man träumte jetzt von einem ganz neuen Staate, bei dessen Schaffung und Erhaltung das Individuum mit seiner ganzen Kraft mitwirken und sich dadurch selbst von neuem steigern und erweitern könne. „Wo sind," fragte Schleiermacher in den „Monologen", die am Schlusse des alten Jahrhunderts entstanden, „vom Staat die alten Märchen der Weisen? Wo ist die Kraft, die dieser höchste Grad des Daseins dem Menschen geben, das Bewußtsein, das jeder haben soll, ein Teil zu sein von seiner Vernunft und Phantasie und Stärke? Wo ist die Liebe zu diesem neuen selbstgeschaffenen Dasein?" In solchen Worten kündete sich eine neue Stufe des modernen Individualismus an. Er fühlte und erkannte, daß das Individuum, wenn es für die Gesamtheit lebe, nichts zu verlieren brauche, sondern sich mächtig steigern und erweitern könne, — falls es ihm gelinge, sein Eigenstes in die Gesamtheit hineinzutragen.



Deutschland

in seiner

tiefen Erniedrigung.

1806.

Abb. 15. Titelseite der ersten Ausgabe von „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung".

Einer von denen, die als Knabe gebetet, als Jüngling gezweifelt und gespottet, als Mann sich aber dann das religiöse Gefühl von neuem erobert hatten, war Ernst Moritz Arndt (Abb. 4). Auch er empfand schmerzlich die Seelenlosigkeit des alten Staates, der, wie er sagte, „nur noch Maschinen brauchte und nicht ahnete, daß er noch Menschen brauchen würde"; auch er ersehnte sich einen neuen Staat, in dem das unmittelbar Menschliche wieder frei erblühen könne, und mit derberem Instinkte als Schleiermacher forderte er, daß der Staat „erdenhaft" sei, ein Volks- und Nationalstaat, der durch die natürlichen Bande der gemeinsamen Sprache, Denkweise und Kultur zusammengehalten werde. Ihm tagte der große Gedanke, daß das geistige Leben

einer Nation eines festen und kräftigen Bodens im Volks- und Staatsleben bedürfe, um sich frisch und rein zu erhalten. Wie kann, fragte er, die geistige Kultur der Deutschen bestehen „ohne sein freudiges und gestaltetes Leben unten am Erdboden, welches allein durch die Einheit des Volkes und Staates geboren werden kann. . . . Mit dem politischen Boden eines Volkes versinkt zuletzt jede Kraft und jedes Streben“. „Nur wenn wir ein Vaterland, wenn wir die hochmenschlichen und hochpolitischen Ideen eines eigenen, einigen, kräftigen Volkes hätten, würden wir stehende Sitten, festen Charakter und Kunstgestalt gewinnen, dann nur könnte das Höchste und Herrlichste der Menschheit aus solchen irdischen Wurzeln zu schimmernden Sonnenwipfeln erwachsen.“

Ein Überreichtum solcher Gedanken sprudelte in seinem Buche „Germanien und Europa“ 1802 hervor. Man wird vergebens in ihnen nach festen und brauchbaren Grundlinien für die Verfassung eines solchen Nationalstaates suchen. Es war schon genug geleistet, daß er ihn überhaupt als ein, wenn auch verschwommenes Ideal und als eine kommende Notwendigkeit empfand. Freilich, wohlgemerkt, nicht als eine das Einzelleben fortan ganz beherrschende Notwendigkeit. Selbst dieser leidenschaftliche Freund deutschen Volkstums konnte den individualistischen und kosmopolitischen Zug der vorangegangenen Bildungsepochen nicht verleugnen. „Ewig,“ rief er, „soll der Mensch, dessen Kräfte der Staat nicht alle binden darf, höher stehen als der Staat.“ Aber eben diese Mischung allgemein menschlicher und nationaler Gedanken ist das Charakteristische dieser sich jetzt entwickelnden politischen Gesinnung. Ohne Sprung und Riß ging sie hervor aus dem rein geistigen Leben, das man bis dahin geführt hatte und dessen Ergänzungsbedürftigkeit man jetzt fühlte. Selbst ein so Starker wie Fichte fühlte sie nun. Er wurde wärmer und weicher in diesen ersten Jahren des neuen Jahrhunderts und ließ willig manche Ideen der Romantik auf sich wirken. Er ergriff, soweit seine Natur überhaupt imstande war, das rein Gefühlsmäßige zu ergreifen, das Wesen des religiösen Gefühls und tauchte seine ganze Weltanschauung in dessen Flut. „Was der moralische Mensch Pflicht nannte und Gebot, was ist es,“ fragte er, „dem religiösen Menschen? Die geistigste Blüte des Lebens, sein Element, in welchem allein er atmen kann.“ „In jedem Momente hat und besitzt er das ewige Leben mit aller seiner Seligkeit, unmittelbar und ganz.“ Wenn in der Glut dieses neuen religiösen Lebens selbst, wie er meinte, das innere Sittengesetz als Gesetz verschwinden würde, wie viel mehr nicht das Gesetz des Staates. In wessen Gemüte, sagte er, die Flamme der himmlischen Liebe sich entzündet, der schwebet, so gebunden er auch äußerlich erscheine, dennoch innerlich frei und selbständig selbst über dem Staate. Aber in dem gesteigerten und positiveren Lebensgefühl, das ihn jetzt erfüllte, sah er auch den Staat

— 132 —

haben. Mann und Roß der Franzosen, die noch wie Heuschreckenschwärme auf Deutschlands Fluren, mitten in einem sogenannten Frieden, Korn und Halm auffressen, schon in ihre Heimath zurückgewiesen, und unser seit 1792. von Freund und Feind bedrängtes Vaterland, endlich zur Ruhe gekommen seyn. Doch — diese Vortheile zusammen genommen, von dem scharfsichtigen Hardenberg, Herzbergs würdigem Nachfolger allein beherzigt, machten auf Friedrich Wilhelm und seinen Haugwiz so wenig Eindruck, daß er mit zweimalhundert und funfzigtausend Mann, denen noch sechzigtausend brave Sachsen und Hessen zur Seite tretten konnten, nicht einmal einen Versuch angeht, Deutschland vor den Ketten Napoleons des Unersättlichen, sich selbst aber vor dessen Subordination zu sichern. Sollte es einst zwischen dem Pariser und Berliner Hof zum Bruch kommen, auf wessen Beistand darf wol dieser sodann Rechnung machen? Vielleicht auf Oestreichs, Rußlands, Schwedens, Englands? Dazu aber solls ia nicht kommen! Man denke. Fehlt es etwann an Beweisen, daß Napoleon alle Reiche Europens von sich abhängig zu machen, vest entschlossen sei? Mit welcher Verachtung spricht er iezt von Oestreichs Macht? Wie niedrig behandelt er Rußland und seinen Alexander, nach der Schlacht bei Austerliz? Wie laut sagt er, daß die Englische Regierung abgeändert, das ist,

nach

Abb. 16. Eine Seite aus dem Werke Palms „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“.

mit anderen Augen an als früher. Er war ihm nun nicht mehr bloß ein untergeordnetes Mittel zur Kultur, nicht bloß eine „Gesellschaft von Menschen“, sondern eine dauernde, überindividuelle Ordnung, die alle Kräfte der Individuen für den Staatszweck in Anspruch nehmen dürfe, weil ihr Zweck die Kultur selbst sei. Er forderte damit nicht etwa einen neuen Staatsdespotismus, sondern in freier Liebe sollte sich der Bürger vom Staate durchdringen lassen. So sollte denn ein einheitlicher Strom des Lebens durch Individuum und Menschheit, Staat, Kultur und Religion gehen. „Hochmenschliche und hochpolitische Ideen“ flossen auch in ihm, wie in Arndt, zusammen. Aber freilich war er noch zu sehr Weltbürger, um wie Arndt schon sein Herz nun dem einen, wenn auch erst erhofften deutschen Nationalstaate schenken zu wollen. Zwar hatte er schon Preußen im Sinne, wenn er in den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters“ 1804 dem durch den Zufall weniger begünstigten Staate die Mahnung erteilte, die weise Kunst der inneren Verstärkung zu üben schon um seiner politischen Selbsterhaltung willen. Aber er war noch nicht gewillt, bei dem Staate, der seine Mahnung in den Wind schlüge und darüber schließlich untergehe, auszuhalten. „Mögen dann doch die Erdgeborenen, welche in der Erdscholle, dem Flusse, dem Berge ihr Vaterland erkennen, Bürger des gesunkenen Staates bleiben, — — der sonnenverwandte Geist wird unwiderstehlich angezogen werden und hin sich wenden, wo Licht ist und Recht.“

Noch schwebte er zu sehr über der wirklichen Erde. Es bedurfte neuer und erschütternder Lebenserfahrungen, um ihn und ähnlich gestimmte Geister vollends herabzuziehen auf sie. Sollte man wünschen, daß es früher geschehen wäre, soll man überhaupt diesen ganzen Entwicklungsprozeß, den wir zu zeigen versuchten, nur als eine Rückkehr der verlorenen Söhne zu ihrem Vaterhaus auffassen und es beklagen, daß der wirkliche Staat und die wirkliche Nation diesem Geschlechte erlauchter Denker so lange fremd geblieben ist? Wir meinen, das wäre engherzig gedacht. Das hieße im Grunde die ganze klassische Höhezeit Deutschlands als eine großartige Verirrung oder als eine aus kranker Wurzel hervorgegangene Blüte ansehen. Das, was herrlich und ewig ist in sich, bedarf keiner Rechtfertigung und keines Bedauerns über das, was ihm etwa fehlt. Es ist, so wie es ist, ein zusammengehöriges und aus innerer Notwendigkeit hervorgegangenes Ganzes. Mißt man es mit dem Maßstabe, den es in sich selbst trägt, so verwandelt sich der Mangel gewiß zwar nicht in einen Vorzug, aber in eine unumgängliche Voraussetzung für die Summe seiner Vorzüge. Eben diese Entfremdung von Staat und Vaterland war nötig, um so hohen Flug tun zu können, um das Individuum in das Weltall hinaufzuführen und die Menschenseele an das Herz der Gottnatur zu legen. Es muß zuweilen einmal alles abgebrochen werden, was von geschichtlich erwachsenen Mittelgliedern zwischen Menschlichem und Göttlichem liegt, damit der Weg frei wird für einen unmittelbaren Verkehr und neue Werte des Lebens gefunden werden können. Dem modernen Geiste ist sein Gang vorgezeichnet zwischen freiem Aufschwung zur Höhe und kräftigem Ergreifen der Wirklichkeit. Er braucht beides und bildet sich durch das eine, um das andere dann zuweilen um so besser zu leisten. Der Wirklichkeitssinn des neunzehnten Jahrhunderts hätte sich nicht in so mächtigen Schöpfungen entfalten können, wenn er nicht ursprünglich genährt worden wäre von dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts. Erst mußte das Individuum einmal ganz befreit werden von dem Drucke der Wirklichkeit, ehe es ihr als Herr und Gestalter wieder gegenübertreten konnte. Erst mußte es in sich gleichsam ausgeweitet und geschmeidig gemacht werden, um das reale Leben in der Mannigfaltigkeit seines Inhalts und seiner Anforderungen in sich aufnehmen und bewältigen zu können. Und immer ist in dieser schweren Arbeit an dem harten Material der Wirklichkeit, an den politischen, sozialen und wirtschaftlichen Aufgaben des neunzehnten Jahrhunderts der Gedankenschatz des achtzehnten Jahrhunderts benutzt worden als eine unversiegliche Quelle geistiger Verjüngung. Er liegt über dem neunzehnten Jahrhundert wie die ruhige Welt der Ideen Platos über der Sinnenwelt.

In diesem Rahmen fasse man nun die Hinwendung des deutschen Geistes zum preußischen Staate und dessen Umgestaltung durch ihn als den ersten großen und epoche-



Abb. 17. Gedenkblatt auf Johann Philipp Palm. Stich von Chr. Riedt nach G. Perlberg.

machenden Schritt von den Ideen zur Wirklichkeit herab, der auf deutschem Boden geschah, als die erste der großen realen Leistungen des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland, die mit den idealistischen Kräften des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts vollzogen wurde.

Wir begriffen es aus deren Natur und Entwicklung heraus, daß sie nach einem festeren Stoffe für ihre Arbeit hindrängten. Wie aber, so müssen wir jetzt die Frage wieder aufnehmen, konnte es gerade ein so spröder und heterogener Stoff sein, der sie anzog? Wie konnte der Widerwille überwunden werden, den Fichte, Wilhelm von Humboldt und Arndt gegen den harten mechanistischen Beamten- und Soldatenstaat Friedrichs des Großen empfunden hatten?

Das bewirkte zunächst die herandrängende Not der Fremdherrschaft. Jetzt drohte Schlimmeres, als dem freien Geistesleben je vom fridericianischen Staate gedroht hatte. Hatte dieser dadurch gesündigt, daß er die große Masse der Untertanen nur als Mittel für seine Zwecke behandelt hatte, so sprang nun Napoleon mit den ganzen Staaten und Völkern wie mit bloßen Instrumenten um. Die letzten Jahrhunderte europäischer Geschichte, die alte Zeit nicht minder wie die Revolution, schienen nur gearbeitet zu haben, um ihm Waffen der Macht zu liefern, die er für seinen Gebrauch zurecht machte, ohne sich um das Eigenleben zu kümmern, das etwa in ihnen war. Er unternahm es, die sprödeste der alten Institutionen, das Papsttum und die katholische Kirche, in ein dienendes Organ seines Weltreichs umzuwandeln, er beutete die Ideale von 1789 aus und tötete zugleich ihren freiheitlichen Nerv. Diese Umbiegung und Aptierung des Vorhandenen für die Zwecke von Macht und Krieg war noch unendlich gewaltsamer als alles, was der brandenburgisch-preußische Staat darin geleistet hatte. Wohl brachte er den unterworfenen Völkern auch manche Segnungen der französischen Revolution und schlug das Abgelebte der alten Zeit, die ganze Welt der geistlichen Kleinstaaterei vor allem, in Trümmer. Aber er bedrohte auch das Lebensfähige, er bedrohte jede innere und äußere Selbständigkeit, und das regte die edleren Geister Deutschlands gegen ihn auf. Sie meinten, zu ersticken unter diesem immer näher kommenden Drucke. Und da nach dem Falle des alten Reiches und der Niederwerfung Österreichs 1805 nur noch Preußen unter den deutschen Mächten aufrecht stand, so kehrten sich nun ihm die Hoffnungen zu. Man mußte es im Frühjahr 1806 erleben, daß Preußen wider Willen in den großen Kampf gegen England, den Napoleon führte, hineingezwungen wurde. „Alles, was edel und vornehm war in Preußen," erzählt Steffens, „erschien zur selben Zeit auf das innigste mit England verbunden, als dieses Land im Begriff war, uns den Krieg zu erklären." Als dann wirklich sich Preußen aufraffte zum Waffengange mit dem Bedrücker seiner politischen Selbständigkeit, kämpfte es zwar nur mit den Waffen seiner alten Heeresverfassung, aber diese Waffen wurden schon begleitet von den Wünschen der Denker und Dichter. Fichte wollte als eine Art Feldprediger mitziehen in den Krieg, und Schleiermacher schrieb am 20. Juni 1806 die denkwürdigen Worte: „Bedenken Sie, daß doch unser aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung, und diese gilt es. Glauben Sie mir, es steht bevor, früher oder später, ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsere Gesinnung, unsere Religion, unsere Geistesbildung nicht weniger sein werden, als unsere äußere Freiheit und äußeren Güter, ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen werden." So konnte der letzte Krieg des fridericianischen Preußens auch schon als der erste Krieg eines neuen nationalstaatlichen Preußens empfunden werden.

Aber diese Hoffnungen auf Preußen als den Hort der deutschen Freiheit und Kultur kann man nicht verstehen, wenn nicht auch schon längst von diesem Preußen noch andere Wirkungen ausgegangen wären, als die welche Humboldt und Fichte so schmerzlich empfanden. Wir müssen nunmehr das Bild ergänzen, das wir von dem alten Preußen entworfen haben. Man wird ihm nicht gerecht, wenn man nicht von dem Werke und seinen Wirkungen zurückschaut auf die Männer, die es schufen und unterhielten, wenn man nicht vor allem in der Seele der damaligen Deutschen mitlebt,



Abb. 18. Joachim Nettelbeck.
Steinzeichnung von L. Heine.

was Friedrich der Große rein als persönliche Erscheinung ihnen gewesen ist. Nimmermehr kommt man um das Zeugnis herum, das Goethe über den mächtigen und beseelenden Eindruck dieser Persönlichkeit abgelegt hat. Hier war ein Mann, der größer war als sein Werk, der mit dem Schicksal gerungen und ihm nicht bloß äußerlich getrotzt hatte als kolossales, despotisches Ich, sondern auch mit dem Schicksal in seiner eigenen Brust gekämpft hatte als sittlicher Charakter. Zum ersten Male nach langer Zeit trat den Deutschen das Bild eines großen, wahrhaft menschlichen und menschlich verständlichen Daseins vor die Augen, das untrennbar verknüpft war mit einer großen politischen Aufgabe. Ein wirklicher großer Mensch im Dienste einer Staatsidee, das war weit mehr, als diese Staatsidee selbst irgendwie schon bedeutete, das war etwas Neues in dem Verhältnis zwischen Staat und Individuum. Man konnte dieses Neue und über den bisherigen Staat Hinausführende noch nicht bewußt erfassen, aber es ist wohl möglich, daß Fichte schon etwas davon dunkel empfunden hat, wenn er 1793 den König Friedrich, zunächst um seiner weitherzigen Toleranz willen, einen „Erzieher der Völker für Freiheit" genannt hat.

Unwägbare große Wirkungen also gingen von seiner Persönlichkeit und seinem Heldentum aus und warfen schließlich — mochte man noch so sehr ihn und sein Werk auseinanderhalten — auch auf sein Staatswesen ein edleres Licht. Preußen erschien dann als der Staat der Energie schlechthin und lockte dadurch auch kraftvolle Naturen aus dem übrigen Deutschland an sich heran. Preußen war, wie wir wissen, auch der Staat eines freieren Protestantismus. Heldentum, Kriegsruhm, Energie und Protestantismus waren Mächte, die für Preußen in Deutschland warben und die ihm einen Teil der großen Männer zuführten, welchen die Aufgabe später zufiel, Preußen wieder

in Deutschland hineinzuführen. Einer der ersten aus dem alten Reiche, die noch zu Lebzeiten Friedrichs des Großen seine Dienste suchten, war 1780 der Freiherr Karl vom Stein (Titelbild). Ihn zog auch die Illusion zu ihm hin, daß dem Könige der Schutz der alten Reichsverfassung gegen die Vergrößerungspläne Josephs II. am Herzen liege. Andere, wie Gneisenau, der 1785, und Scharnhorst, der 1801 übertrat, wurden auch mit angelockt durch die Hoffnung auf eine bessere militärische Laufbahn. Solche Irrtümer und Menschlichkeiten können die Tatsache nicht einschränken, daß Preußen insgesamt schon eine starke Anziehungskraft auf bedeutende Menschen ausüben konnte — auf Menschen der Tat freilich mehr, als auf Menschen des Gedankens, aber nur durch die Tat konnten auch die Gedanken des deutschen Geistes dem preußischen Staate zugeführt werden, und eben diese drei Männer Stein, Gneisenau und Scharnhorst waren auch schon Schüler des neuen freieren Geistes.

Das alte Preußen, wie wir es kennen, konnte ihnen freilich den Wirkungskreis, den sie brauchten, noch nicht geben. Am ersten noch dem Freiherrn vom Stein — dadurch, daß er als Verwaltungsbeamter in die westfälischen Provinzen kam, in denen Friedrich der Große die Institutionen des Militärstaates nicht so streng durchgeführt hatte, wie in den Kernprovinzen des Ostens; hier waren also noch die Einrichtungen der älteren ständischen Zeit, zum Teil höchst lebendig und entwicklungsfähig erhalten. Das galt vor allem von den „Erben- und Amtstagen" der einzelnen Verwaltungsbezirke, der Ämter in Cleve-Mark, wo unter Vorsitz des Landrates die Rittergutsbesitzer, die Rentmeister der Domänen und die Deputierten der Bauerschaften erschienen. Es wurden hier nicht nur die Steuern, die der Staat forderte, repartiert, sondern man erwog hier auch Bedürfnisse des Amtes selbst und bewilligte Gelder für sie. Es war ein wirkliches Stück Selbstverwaltung und Mitarbeit des Bürgers an öffentlichen Dingen. Und diese und andere Reste altständischer Einrichtungen waren hier etwas anderes als in den östlichen Provinzen, weil sie auf einem wesentlich anderen sozialen und wirtschaftlichen Boden standen. Der adlige Grundbesitz bedeutete hier sehr viel weniger, Bürger- und Bauernstand sehr viel mehr als dort. In diesen gewerbe- und industriereichen Bezirken war auch die Scheidewand zwischen städtischem und ländlichem Erwerbsleben nicht so hoch. Es waren insgesamt Verhältnisse, die denen der benachbarten Niederlande verwandt waren, deren modernere Kultur auch unmittelbar auf der Grundlage altständisch-korporativer Einrichtungen erwachsen war, ohne das historische Zwischenglied des absolutistischen Machtstaates. Und Stein ging, als Kammerdirektor und dann als Oberpräsident der westfälischen Kammern, mit innerer Neigung auf diese Zustände ein und bildete sie fort in ihrem Geiste.

Wenden wir unsern Blick wieder von dem äußersten Westen auf den äußersten Osten der Monarchie, auf Ostpreußen, wo Kant und Kraus (Abb. 8), wie wir erzählten, eine junge Generation von Beamten und Offizieren mit einem reformerischen Geiste erfüllten. Und diese Reformstimmung in Ostpreußen wurde nicht bloß durch geistige und persönliche Einflüsse geweckt, sondern auch durch die eigenen wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Provinz. Ostpreußen mit seinem Überschuß an Getreide, den es nur im Auslande los wurde, und als Vermittler seiner slawischen Hinterländer im Welthandel drängte nach freiem Handelsverkehr. Die weitsichtige Königsberger Kaufmannschaft nahm mit jenen wirtschaftlichen Theorien von Adam Smith und Kraus, die sie praktisch nutzen konnte, nun auch freiere soziale und politische Ideen überhaupt in sich auf.

Und endlich rührte es sich seit 1797 auch im Zentrum des Staates. Der junge König Friedrich Wilhelm III. (Abb. 22 ff.) bestieg den Thron mit der edlen und reinen Absicht, seinen Völkern ein gerechter und milder Monarch zu werden. Er wollte lernen aus der französischen Revolution. „Sie gibt," sagte er in einem vor der Thronbesteigung niedergeschriebenen Regierungsprogramm, „ein mächtiges, fürchterliches Beispiel für alle schlechten Regenten, die nicht, wie gute Fürsten, zum Wohl ihres Landes da sind, sondern selbiges wie Blutigel aussaugen." Er hatte populäre Neigungen und war überhaupt berührt von dem philanthropischen Geiste des achtzehnten Jahrhunderts, freilich ohne ihn je ganz als Weltanschauung in sich aufzunehmen. So wollte er das fridericianische



Abb. 19. Napoleon empfängt in Tilsit die Königin Luise. Gemälde von N. L. F. Gosse im Museum zu Versailles. Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.



Abb. 20. J. G. Fichte. Stich von A. Schultheis nach der Zeichnung von Bürg. (Zu Seite 23 u. 42.)

cianische Regierungssystem im ganzen erhalten, aber seine Härten mildern und offenbare Übelstände reformieren. Jedoch gab es in seiner Umgebung Männer, die noch etwas weiter strebten. Sein Lehrer Suarez (Abb. 9), der Hauptschöpfer des Allgemeinen Landrechts, hatte ihm schon die Forderung eingeprägt, daß der weise Regent seine Untertanen nicht als Maschinen, sondern als freie Bürger beherrschen müsse, und die Kabinettsräte Mencken (Abb. 11) und Beyme (Abb. 12), die ihm in seinen ersten Regierungsjahren zur Seite standen, hatten den Wunsch und Ehrgeiz, etwas von diesem Grundsatz in Tat umzusetzen. Wir wissen, was das Kabinett des Königs für das preußische Staatswesen bedeutete. Jetzt kamen also unmittelbar in dieser seiner Zentralbehörde die human-liberalen, bürgerlich gefärbten Ideen empor, und man begann in Preußen schon Vergleiche mit Frankreich zu ziehen und von einer Partei des tiers état gegenüber den Privilegierten zu sprechen. Der wesentliche Unterschied von Frankreich war freilich, daß dieser preußische tiers état nicht die Partei des eigentlichen Bürgertums, sondern des gebildeten Beamtentums war. Aber diese traute sich nun zu, und so sagte es ein preußischer Minister selbst im Jahre 1799 zu einem Franzosen: „Die Revolution, welche Ihr von unten nach oben gemacht habt, wird sich in Preußen langsam von oben nach unten vollziehen ... in wenigen Jahren wird es in Preußen keine privilegierte Klasse mehr geben.“

Beyme nahm sich mit Eifer sogleich der bäuerlichen Verhältnisse an. Auf den Domänen des Staates selbst hatte man auch freie Hand, und hier ist denn in den Jahren von 1799—1805 eine wirklich bedeutende Reform durchgeführt worden. Die bäuerlichen Besitzer auf den Domänen der östlichen Provinzen wurden, wenn sie es

wollten, von den Hand- und Spanndiensten befreit, die sie dem Domänenpächter zu leisten hatten, und hatten dafür fortan eine Geldabgabe zu entrichten. Sie wurden dabei auch persönlich frei und erhielten — abgesehen nur von den Provinzen Ost- und Westpreußen, wo das erst 1808 unter Steins Verwaltung nachgeholt wurde — ein wirkliches Eigentumsrecht an ihren Stellen. Man übte nicht gerade jene radikale Konsequenz, die man in Frankreich vor Augen hatte, aber man ließ sich auch nicht dadurch beirren, daß der Bauer selbst die Vorteile der Befreiung nicht immer gleich einsah. Diese Domänenbauern konnte man, gleichsam wie unmittelbare Kinder des Staates, mit überlegener Einsicht leiten, aber zwischen den übrigen Bauern und dem Staate standen die adligen Gutsherren, und diesen gegenüber versagte die Energie der Regierung. Der König wünschte, die Erbuntertänigkeit abzuschaffen, auf schonende Weise, durch allmähliches Aussterben, aber er wagte es schließlich, 1803, nicht, die Verordnung, die das für Ostpreußen zunächst aussprach, zu vollziehen. Freier ausgreifen konnte er in einer anderen agrarsozialen Frage; es lag lediglich in seiner Hand, die Schranke, die seine Vorgänger dem Erwerbe von Rittergütern durch Bürgerliche entgegengestellt hatten, aufrecht zu erhalten oder nicht. Es ist bezeichnend, daß er nun das alte Prinzip selbst nicht zu stürzen wagte, aber tatsächlich im Einzelfall den meisten derartigen Gesuchen von Bürgerlichen willfahrte.

Reden

an

die deutsche Nation

durch

Johann Gottlieb Fichte.

Berlin, 1808.

In der Realschulbuchhandlung.

Abb. 21. Titelseite der ersten Ausgabe der „Reden an die deutsche Nation" von Joh. Gottl. Fichte. (Zu Seite 42.)

Vom Könige selbst ging es aus, daß im Jahre 1798 eine Immediat-Finanzkommission eingesetzt wurde mit dem Auftrage, alle Zweige der Staatsverfassung zu prüfen und Vorschläge zu Reformen zu machen. Er selbst gab ihr auch eine überaus fruchtbare Direktive dazu, indem er sie auf eine Heranziehung des Adels zur Grundsteuer und überhaupt auf eine stärkere Heranziehung der durch Exemtionen begünstigten Klassen zu den Staatslasten hinwies. Aber nur ein kleiner Anfang dazu wurde gemacht, indem der Adel 1799 einige Zollbegünstigungen, die er bisher genossen, verlor. Das war das bescheidene Hauptergebnis dieser Kommission. Sie machte wohl noch mancherlei andere nützliche Reformvorschläge, sie war mit dem Könige einig darin, daß die lästigen Binnenzölle, durch die eine Provinz gegen die andere wirtschaftlich abgesperrt wurde, abzuschaffen seien. Aber erst dem Freiherrn vom Stein, der im Oktober 1804 an die Spitze des Akzise- und Fabrikendepartements im Generaldirektorium berufen wurde, war es beschieden, diese für die Durchführung des Einheitsstaatsgedankens so wesentliche Reform 1805 ins Leben zu rufen, zwar noch nicht vollständig, aber doch mit der Aussicht auf baldige Vollständigkeit. Er nahm auch den Gedanken der Kommission wieder auf, durch eine



Abb. 22. Friedrich Wilhelm III.
Stich von Meno Haas. (Zu Seite 32 u. 46 ff.)

Reform der Akzise die wirtschaftliche Trennung von Stadt und Land zu mildern und hoffte so, im Sinne der Zustände, die er im Westen kennen gelernt, einen Teil der den Städten vorbehaltenen Gewerbe auf das platte Land zu verpflanzen. Man sieht, auch er wollte nicht gleich mit einem Schlage die überlieferten Einrichtungen radikal umwälzen, aber einen radikalen Reformeifer hätte das damalige Preußen auch noch nicht ausgehalten. Es war überhaupt schon viel, daß jetzt eine wirkliche Kraft da war, die nach vorwärts drängte und nicht gemeint war, auf dem zunächst Erreichten auszuruhen.

Da aber Preußen ein Militärstaat war und bürgerliche und militärische Institutionen genau aufeinander abgepaßt waren, so hing der Fortschritt der bürgerlichen Reformen wesentlich ab von dem, was für das Heer geschah. In der Tat nimmt man auch hier in der Zeit vor 1806 wahr, wie das starre Gefüge der fridericianischen Heeresverfassung sich zu lockern beginnt und Reformideen erwachen. Die denkenden Offiziere wurden an dem unbedingten Werte der alten Lineartaktik irre, als sie sahen, wie die Heere der Revolution und Napoleons einen Sieg nach dem anderen erfochten mit einer ganz neuen Taktik, wo zuerst die ausschwärmenden Tirailleure den Kampf eröffneten und den Feind durch ihr wohlgezieltes Feuer erschütterten und dann der wuchtige Stoß von tiefen Kolonnen folgte. Der Tirailleurkampf war recht eigentlich die Fechtweise des modernen, nationalen Soldaten, dem man erlauben konnte, ungebundener zu kämpfen, weil er zuverlässiger war als der angeworbene Berufssoldat. Und es war zugleich eine Fechtweise, die mehr an die persönliche Gewandtheit des Kämpfers appellierte und die zugleich seine ehrenvollere und menschlichere Behandlung im Dienste überhaupt verlangte. Der Aufschwung von Nation und Individuum zugleich, das Beste der Ideen von 1789, trat in ihr zutage und zeigte seine reale Kraft.

Es ist bezeichnend, wie man in Preußen diesen Vorsprung einzuholen versuchte. Man formierte Füsilierbataillone — 1806 waren es ihrer 24 —, die man sowohl in der Lineartaktik, als auch im zerstreuten Gefecht ausbildete. Man sprach wohl auch davon, das gesamte dritte Glied der Linieninfanterie dafür zu erziehen, aber man begnügte sich mit der Ausbildung einiger weniger Schützen bei jeder Kompagnie. Im ganzen kam man damit nicht viel über einige Ansätze hinaus, die schon Friedrich der Große nebenher versucht hatte. Das Neue blieb ein loses Anhängsel neben dem Alten.

Nur eine Reform in der Zusammensetzung des Heeres selbst hätte freilich die Möglichkeit geschafft, weiter zu gehen darin. Man hätte zunächst den unzuverlässigen Ausländer ausmerzen müssen. Die Verhältnisse selbst drängten den preußischen Staat dazu, als durch die politischen Umwälzungen der Revolutionskriege ein ausländischer Werbeplatz nach dem anderen sich ihm verschloß. Aber dafür hatte man nun in den neuen polnischen Provinzen ein Soldatenmaterial, das genau so unzuverlässig und jedenfalls nicht bildsamer war, wie der angeworbene Ausländer. So ließ man es denn in Zusammensetzung, Disziplin und Kampfesweise beim Alten. Aber da das Nationalheer der Franzosen nun doch Eindruck machte, so kam man auf den, durch geschichtliche Vor-

läufer in Brandenburg-Preußen selbst mit angeregten Einfall, neben dem stehenden Heere eine Nationalmiliz zu begründen, aus ausgedienten Kantonisten und aus einem Teile der von der Kantonpflicht bisher eximierten Mannschaften zusammengesetzt. Der Major von dem Knesebeck (Abb. 13), der 1803 diesen Plan entwickelte, schlug die stattliche Stärke von 130 000 Mann dafür vor. Man begnügte sich 1805 dann mit der Stärke von 50 000 Mann, aber als der Krieg von 1806 ausbrach, war noch kein einziges Bataillon aufgestellt.

Wiederum also gedachte man durch ein Anhängsel an das Alte dem Neuen gerecht zu werden. Man setzte damit das bisherige System fort, wonach die verschiedenen alten und neuen Organe des Staates und der Gesellschaft nebeneinander funktionierten, ohne daß man ihr Heterogenes empfand. Der Gedanke, daß eine Reform an Haupt und Gliedern vielleicht nötig sein werde, kam den ergrauten Führern des Heeres nicht. Man kann ihnen ihr felsenfestes Vertrauen auf den Geist des ruhmgekrönten fridericianischen Heeres nicht wohl verdenken, denn das war natürliche soldatische Gesinnung, wie sie jedes Heer braucht. Das Verhängnisvolle war nur, daß dieser Geist so eng gebunden war, daß die überlieferte Heeresverfassung so starr und unelastisch war, daß ein lebendiger Fortschritt innerhalb ihres Rahmens so schwer war. Bei jeder wirklichen Reform, die man wagte, eröffneten sich Perspektiven auf weitere, militärische wie bürgerliche Reformen, deren Möglichkeit und Tragweite kaum schon zu berechnen waren. Der General von Rüchel (Abb. 14) hatte ein Gefühl davon, wenn er urteilte: „Die preußische Militärverfassung und Staatswirtschaft ist ein ehrwürdiges Original. Rührt man ein Glied an, so erhält die ganze lange Kette einen Schlag.“ So war man in einem circulus vitiosus, wo die bürgerlichen Reformen durch die militärischen Zustände und die



Abb. 23. Friedrich Wilhelm III. im Kreise seiner Familie im Schloßgarten zu Charlottenburg. Stich von Meyer nach dem Gemälde von Dähling. (Zu Seite 32 u. 46.)

militärischen Reformen durch die bürgerlichen Zustände gelähmt wurden. Nur dann konnte das Heer die neuen Kräfte der Nation und des Individuums in sich aufnehmen, wenn sich gleichzeitig auch der Staat aus einem Provinzial- und Ständestaat in einen National- und Bürgerstaat umwandelte, und umgekehrt.

In solchen Lagen sind es, wie die geschichtliche Erfahrung lehrt, in der Regel die Machtbedürfnisse und der politische Ehrgeiz des Staates, die weiter und aus dem Dilemma herausführen. Aus der äußeren Lage des Staates kommen meist die stärksten Antriebe zu kräftigen inneren Reformen, und eine bewegte und lebendige Machtpolitik bringt auch in das Innere des Staates rascheren Blutumlauf. Das Machtbedürfnis der großen Hohenzollernfürsten war es gewesen, was den friedlichen Territorialstaat in den Kriegs- und Soldatenstaat umgewandelt hatte. Ein ebenso energisches Machtbedürfnis, wie es der Große Kurfürst und Friedrich der Große empfanden, hätte jetzt auch ihren Nachfolger antreiben müssen, die Hebel der Reform tiefer anzusetzen. Er wäre dadurch dem Geiste seiner Vorgänger treuer geblieben, als durch den übergroßen Respekt vor ihren Werken. Statt dessen lenkte er gewissermaßen zu den friedlichen Traditionen der älteren Territorialfürsten zurück. Inmitten einer Zeit, die alle Machtverhältnisse in Europa umwälzte und an das europäische Dasein eines jeden Staates rühren mußte, schrieb er als ersten und Kernsatz seines Regierungsprogramms die Worte nieder: „Das größte Glück eines Landes besteht zuverlässig in einem fortdauernden Frieden; die beste Politik ist also diejenige, welche stets diesen Grundsatz insofern vor Augen hat, als unsere Nachbarn uns in Ruhe lassen wollen.“ So ist denn jene Neutralitätsstimmung, der man sich nach dem Baseler Frieden von 1795 ergab, für den preußischen Staat auf die Dauer verderblich geworden. Man zog sich zurück aus der Sphäre der Gefahr, aus ihrer scharfen, aber auch heilsamen Luft, — wie man einst in den Jahrzehnten vor dem Dreißigjährigen Krieg den Kopf zurückgesteckt hatte vor den „geschwinden Läuften“ der Zeit.

Merkwürdige Konstellationen ergeben sich daraus. Nicht das war eigentlich das Unglück, daß Preußen Militärstaat blieb, sondern daß er es blieb mit veralteten Mitteln. Und nicht das war das Unglück, daß er in zu hohem Grade Machtstaat war, sondern daß er es jetzt in zu geringem Grade war. Als wirklicher Machtstaat hätte er jetzt reformieren und das Bündnis mit den neuen geistigen Kräften der Nation suchen müssen. Es war etwas an jener Mahnung Fichtes aus dem Jahre 1804, daß der von Natur weniger begünstigte Staat, der sich im Gleichgewicht der Mächte behaupten wolle, jetzt die weise Kunst der inneren Verstärkung üben müsse.

Aber sahen wir nicht anderseits, daß das friedliche Jahrzehnt von 1795 bis 1805 zugleich auch ein Segen für die deutsche Geisteskultur gewesen ist? Daß eben diese Ruhe ihr die Möglichkeit gab, ihre schönsten Früchte auszureifen? So liegt hier denn einer jener tragischen Widersprüche vor, wo die wünschenswerten Wege der Kultur und des Staates sich durchkreuzen, und die Erinnerung an die Reformation mit ihren für Deutschlands politisches Gesamtleben unheilvollen Folgen wird wach. Schließlich aber hat sich doch auch die Reformation als eine der innersten Quellen der späteren nationalen Wiedergeburt herausgestellt, und schneller als damals sollte sich jetzt der Zwiespalt in Harmonie auflösen. Eben in seiner ruhigen Entfaltung begann der deutsche Geist schon aus eigenem inneren Antriebe seine ästhetischen und philosophischen Ideale in ethische und politische umzuwandeln und kam damit dem Staate, der seine Macht verjüngen wollte, auf halbem Wege entgegen.

So lange freilich der Zwiespalt zwischen Staat und Kultur nicht ausgeglichen war, hat er dem Staate in seinem inneren Gefüge auch unmittelbaren Schaden zugefügt. Das Humanitätsideal der neuen Bildung schloß nicht nur Keime einer kräftigen Männlichkeit, sondern auch einer weichlichen Tatenscheu und eines genußsüchtigen Egoismus in sich, und diese letzteren wirkten zuerst auf den Staat ein. Man könnte schon die Frage aufwerfen, wie weit jene für den Staat so verderbliche Stimmung des ruhigen Genießens, die doch nicht den König allein beseelte, von der falschen Philanthropie seiner Zeitgenossen genährt war. Sicher ist eine bemerkenswerte Wandlung in dem Geiste seines Beamtentums und auch Offizierkorps auf die Wirkungen des Zeitgeistes zurückzuführen.



Abb. 24. Friedrich Wilhelm III.
Stich von L. Buchhorn nach dem Gemälde von F. Gérard. (Zu Seite 32, 46 ff.)

Es erwachte ein Eigendünkel und eine Aufsässigkeit wider die bis dahin bedingungslos respektierten Autoritäten, die den jungen Herrscher schon zu bitteren Klagen trieb. Die sittliche Integrität des Beamtentums litt zugleich, und manche häßliche Schmutzgeschichte kam vor die Öffentlichkeit und wurde von Leuten hervorgezerrt, die ein Behagen empfanden, den Richter der öffentlichen Sittlichkeit zu spielen. Die Hauptstadt Berlin wurde in denselben Jahren, in denen der Kreis der Romantiker dort blühte, eine Stätte sinnlichen Lebensgenusses und sittlicher Laxheit. So entfaltete das sich und die Welt genießende Individuum auch seine derberen und gemeineren Züge, nicht anders wie einst in den genußfrohen Tagen der italienischen Renaissance. Damit schwanden aber auch die psychologischen Grundlagen, auf denen das Staats- und Heerwesen Friedrichs des Großen geruht hatte, das Autoritätsgefühl, die spartanische Genügsamkeit, die strenge äußere Zucht. Man sieht aus manchen Verordnungen der nachfridericianischen Zeit, daß das alte furchtbar harte Disziplin- und Strafsystem nicht mehr als ganz zeitgemäß empfunden wurde. Man milderte Einzelnes, man wollte zugleich human sein und wagte es doch nicht auf die Mittel des alten Systems ganz zu verzichten. Es gab wohl schon manche, nicht nur humane, sondern auch energische Offiziere unter der jüngeren Generation, die statt der alten mechanischen Mittel neue, einem individuelleren Ehrgefühl angepaßte Mittel zu üben verstanden. Aber im ganzen war das Ergebnis nach den Zeugnissen der zuverlässigsten Zeitgenossen, daß die Disziplin im Heer erschlaffte. Und nicht nur in den unteren Verbänden des Heeres löste sich der Kitt. Die Vorgänge in den Unglücksschlachten von Jena und Auerstedt, die schmachvollen Kapitulationen der Festungskommandanten, die ihnen folgten, sind ein sprechender Beweis dafür, daß auch die höheren Führer zum großen Teile den Geist der festen Entschlossenheit eingebüßt hatten. Und indem schließlich auch das fehlte, worauf die alten Formen einst zugeschnitten waren, die straffe, einheitliche Leitung durch den obersten Kriegsherrn, brach die Heeresmacht des alten Preußens mürbe auseinander.

Zwiefach also waren, wenn wir absehen von dem, was das persönliche Genie Napoleons in der Wagschale ausmachte, die Ursachen der militärischen Katastrophe. Einmal war die Organisation und Kampfesweise des fridericianischen Heeres an sich veraltet und minderwertig geworden gegenüber den Kräften der neuen Zeit, über die Napoleon gebot. Sodann aber war diese veraltete Heeresmacht auch nicht mehr schlechthin die alte, mit der Friedrich der Große gekämpft hatte, sondern innerlich geschwächt durch die destruktiven Wirkungen des Zeitgeistes, so daß denn das Schwache der alten und neuen Zeit verhängnisvoll zusammentraf.

Und damit nehmen wir Abschied vom alten Preußen. Halten wir fest, daß es kein Gegensatz von Nacht und Tag ist, wenn wir nunmehr das neue Preußen der Reform vor unseren Blicken aufsteigen lassen. Wir sahen, daß das fridericianische Preußen selbst in seiner Höhezeit schon, zur Zeit seines schärfsten Gegensatzes zur neuen Bildung, gewisse Brücken und Stege bot, auf denen man zu ihr hinüberschreiten konnte. Wir sahen dann weiter, daß es unter den Einwirkungen des Zeitgeistes innerlich nicht blieb, was es ursprünglich war. Neue, edle und unedle Kräfte stiegen in ihm empor und wandelten, zerstörend zugleich und neuschaffend, sein inneres Leben langsam um. Sie würden auch ohne die Katastrophe, die den Staat plötzlich zu Boden warf, weiter an ihm gearbeitet haben, — zu welchem Ergebnis sie dann schließlich geführt haben würden, kann kein historischer Blick ermessen. Ästhetisch reizloser und nüchterner würden die Dinge sicherlich verlaufen sein, aber es würde ihnen auch noch mehr fehlen als bloß der fesselnde Anblick tiefen Absturzes und steiler Erhebung. Es wurde durch die stürmische Beschleunigung des Entwicklungsprozesses auch ein Maß von Kräften entbunden, das bei einer friedlichen und allmählichen Wandlung zum großen Teile wohl latent geblieben wäre. War der Baseler Friede nötig, um den deutschen Geist an sich zur reinsten Entfaltung zu bringen, so war die Gewitterperiode von 1806 bis 1813 nun nötig, um seinem Einströmen in den deutschen Staat den weitesten Zugang zu eröffnen.

Schreiben König Friedrich Wilhelms III. an General von Rüchel.



Abb. 25. Friedrich Wilhelm III. Stich und Zeichnung von E. Mandel.
(Zu Seite 32, 46 ff.)

IV.

Die Reformer.

Im Winter 1807 auf 1808 hielt Fichte in Berlin die „Reden an die deutsche Nation“, in denen die deutsche Philosophie von ihren Höhen zum Volke hinabzusteigen unternahm, das stolze und souveräne Individuum in den mütterlichen Arm der Nation sich begab. „Besiegt sind wir,“ rief er seinen Zuhörern zu: „Der Kampf mit den Waffen ist beschlossen; es erhebt sich, so wir es wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters.“ Andere als solche geistige Waffen konnte der spekulative Denker in der damaligen Lage seinen Hörern nicht bieten und empfehlen, aber man fühlt überall durch, daß sein ahnendes Auge hinter der Heerschar der Geister auch die bewaffnete Heerschar der heranwachsenden deutschen Jugend sah. So umfassen diese Reden die stärksten jenseitigen und diesseitigen Interessen und Triebe der damaligen Deutschen. Er konnte es nicht lassen, es war seine Stärke und Größe, daß er die konkreten Aufgaben des Augenblicks sogleich in die Sphäre des Unendlichen erhob. Die höhere Vaterlandsliebe, sagte er, umfaßt die Nation als die Hülle des Ewigen. Auf das Wunderbarste ließ er noch immer das Vaterländische und Staatliche zusammenfließen mit dem allgemein Menschlichen und tief Persönlichen. Deutschheit war ihm doch in erster Linie der Begriff einer wahrhaft echten und ursprünglichen Geisteskultur der Menschheit, und sein Patriotismus, hat man treffend gesagt, war ein Zwillingsbruder des Kosmopolitismus. Mit seltsam starren Syllogismen und Behauptungen, die das Wirkliche noch immer vergewaltigten, suchte er nachzuweisen, daß die deutsche Nation schon kraft ihrer Sprache das eigentliche Leben der Menschheit repräsentiere, und bemühte sich, einen Weg zu ihrer Erhaltung zu zeigen durch die künstlich-gewaltsame Erziehung ihrer heranwachsenden Kinder. Aber dieser an sich ungangbare Weg war umzuckt von heißen Flammen ursprünglichen Empfindens, an denen alle verwandten Geister in der Nation sich entzünden konnten. Und zuweilen wurde er auch selbst der Beweise satt und brach heraus mit den Naturlauten: Nicht Begriffe, sondern unmittelbare Erfahrungen haben zu beweisen, daß es so etwas wie deutsche Vaterlandsliebe gibt und daß sie unendlichen Wert hat. „Wer es nicht fühlt, kann nicht überzeugt werden.“

So trug die Empfindung den Gedanken hinüber aus dem Lande der Spekulation in das Land der Wirklichkeit, zu Staat und Nation. Der Staat, sagte er jetzt, ist das Mittel für den höheren Zweck der Ausbildung des rein Menschlichen in der Nation. Indem er den Staat so als lebendiges Organ der Nation jetzt freudig anerkannte, hielt er doch beiden das höhere Humanitätsideal vor Augen und war nicht gemeint, es preiszugeben. Er sprach zu preußischen Hörern und im Hinblick auf den preußischen Staat, aber sein Gesichtskreis reichte noch immer weit hinaus darüber.

So blieb er der Philosoph, der er war, auch als er sich zu den Reformern des Staates und der Nation gesellte. Einen solchen dürfen wir ihn freilich nur in weiterem Sinne nennen, weil er sich zu den wirklich arbeitenden Reformern nur verhielt, wie der Feldprediger zum kämpfenden Heere. Aber weil er als solcher in die vordersten und gefährdetsten Reihen der Kämpfer mit vordrang, dürfen wir ihn auch hier, wo wir die Persönlichkeiten der wichtigsten Reformer veranschaulichen wollen, an vorderster Stelle nennen.

Das Bild der Reformer selbst aber stellen wir deswegen dem Bilde der Reformen voran, weil das Hervorbrechen von Persönlichkeiten im Staate das bezeichnendste Merkmal der preußischen Reformzeit ist. Das moderne Individuum trat jetzt in den Staat hinein in der Absicht, sich ihn zu erobern. Moderne Individuen im Mittelpunkte des Staates tätig zu sehen, war kein neuer Anblick; man hatte ihn von Kaiser Friedrich II. bis zu König Friedrich II. schon gehabt. Aber sie hatten den Staat doch mehr von außen



Abb. 26. Königin Luise. Gemälde von Angelika Kauffmann. (Zu Seite 48.)

getrieben, wie man einen rationellen Mechanismus treibt. Die Reformer aber wollten ihn im Innersten ergreifen und ihn mit ihrem Blute erfüllen. Das war nicht möglich ohne starke Reibungen und Enttäuschungen. Aber immer wieder setzte eine neue Welle individuellen Lebens ein und schob die Dinge vorwärts. Wer heute verdrossen und mißmutig beiseite trat und an dem Staate verzweifelte, konnte morgen mit ganzer Seele ihm wieder zufliegen. Dieses Kommen und Gehen in den äußeren Lebensläufen vieler Reformer ist charakteristisch. Anziehung und Abstoßung zwischen Staat und Individuum wechselten höchst intensiv, aber die Anziehungskraft war schließlich die größere. Dieser Wechsel wurde ja meist unmittelbar bewirkt durch den Grad des politischen Druckes, den Frankreich auf Preußen ausübte. Aber im letzten Grunde war es ein Ringen dieser Persönlichkeiten um die Seele des Staates. Sie brauchten sie um ihres eigenen inneren Glückes willen. Recht eigentlich vom Boden und von den Bedürfnissen des Individuums aus hat man sich Staat und Nation zu erobern versucht. Dahin ging der Zug der geistigen Entwicklung, wie wir sahen, schon vor 1806. Sie hatten einen Vorzug dabei, den wir Epigonen entbehren müssen. Der Staat, den sie brauchten, und die Nation, für die sie lebten, waren noch keine relativ fertigen und vorhandenen Mächte, wie für uns, sondern etwas, was sie zum großen Teile selbst erst zu schaffen hatten mit ihrem Herzblut, aber auch mit der Wonne des Neuschaffens. Darum steckt auch in ihrem Staats- und Nationalitätsideal noch so unendlich viel Persönliches, originellstes Gut, aber auch Reste ihrer eigenen persönlichen Bildungsgänge, mancherlei Überlebsel aus der Gedankenwelt des achtzehnten Jahrhunderts. Darum schießt es aber auch vielfach weit über die damals möglichen und erreichbaren Ziele hinaus. Der preußische Staat ließ sich doch immer nur bis zu einem gewissen Grade umwandeln, und es traten, als man das Veraltete und Baufällige abriß, noch so viel unzerstörbare Fundamente zutage, daß der Neubau schließlich doch nur ein Überbau über dem Alten wurde. So wiederholte sich der Hergang bei der Schaffung des brandenburgisch-preußischen Militär- und Machtstaates, aber doch mit einem wesentlichen Unterschiede. Damals wollte man gar nicht völlig neu bauen. Man wollte nicht mehr, als was zur Erlangung von Macht unmittelbar nötig war, und benutzte alles Alte, was irgendwie brauchbar war dafür. Diesmal aber ging die Absicht sehr viel weiter, weil man eben nicht nur für das unmittelbare Bedürfnis dieses Staates, sondern auch für Individuum, Nation und Menschheit, für höchste geistige und persönliche Güter arbeiten wollte. Der „Überflieger Geist", um mit Arndt zu sprechen, überflog den Staat, und es ist ein seltsamer und bedeutender Anblick, wie nun das Un- und Überstaatliche mit dem rein Staatlichen, die individuellen Lebensideale mit den realen Lebensinteressen der Monarchie und ihren überlieferten noch lebensfähigen Institutionen durcheinander fließen.

Derjenige, dem vor allem die Aufgabe zufiel, die Tradition des alten Staates bei der Durchführung der Reform zu wahren, war der König selbst. Wir wissen freilich schon, daß er den eigentlichen Nerv des fridericianischen Staatsgedankens, den stolzen Willen zur Macht, in sich nicht empfunden hat. Er wollte erhalten, nicht mehren und steigern, und so war ihm nun auch der Staat ein Fideikommiß, das er mit einer ängstlichen Treue verwaltete. Und nun wurde ihm das, was er persönlich als höchste Pflicht schon auffaßte, auch durch den Wandel der politischen Lage unmittelbar und dringend an das Herz gelegt. In dieser ganzen Zeit von 1807 bis 1812 war Preußen in Ungewißheit über die Zukunft seiner politischen Existenz und mußte man darauf gefaßt sein, daß Napoleon, wenn er es für politisch nützlich hielt, den preußischen Staat vernichten werde. Der König begriff gewiß die hohe Pflicht, daß es dann gelte, ehrenvoll und in heldenhaftem Kampfe unterzugehen, und daß es dafür zunächst nun gelte, den äußerlich verstümmelten Staat innerlich zu regenerieren, und so löste jetzt endlich das Gebot der politischen Selbsterhaltung auch den Willen zu durchgreifender innerer Reform in ihm aus. Aber er verstand die Selbsterhaltung des Staates in einem sehr viel engeren Sinne als die Reformer, die er nun berief. Ihm war auch eine notdürftige Fristung der Existenz schon genug, er wollte den Augenblick, wo man die Waffen zum Kampf auf Tod und Leben erhöbe, so lange wie nur irgend möglich hinausschieben und

Ich habe Ihren Brief mit der unbegreiflich
angenehmen Nachricht von der Zurück-kunft
[illegible] bekommen, und war so
müde, daß ich Ihnen besser habe müssen
warten lassen. Meine Freude ist unaus-
sprechlich dem edlen Mann Gerechtigkeit
widerfahren zu sehen und den König
und dem Lande einen klugen vortrefflichen
Mann wiedergegeben zu sehen.
der König will Hardy selbst schreiben
und ihm den Sonnabend bestimmen zum
früher kommen. Adieu ich kann nichts
hinzusetzen.

Luise.

Potsd. d. 27 May
1810

Brief der Königin Luise an Fürst Wittgenstein.
Original im Königl. Geh. Staats-Archiv. (Zu Seite 48.)

hing sich an die Hoffnung, daß der Sturm vielleicht doch über ihn hinweg gehen werde. Er war bereit, auch demütigende Lasten auf sich zu nehmen, um damit die Existenz des Staates wenigstens fürs erste zu bezahlen. Weil er mißtrauisch war gegen sein eigenes Können, war er auch mißtrauisch gegen die Leistungsfähigkeit seines Staates und Volkes. Seine vorwiegend kritische Begabung und sein Mangel an Phantasie schützten ihn wohl vor Illusionen, enthielten ihm aber auch den Anblick und die richtige Schätzung derjenigen Dinge vor, die nur durch Zusammenfassung des Einzelnen begriffen werden können. Das war die persönliche Wurzel seiner schüchtern-enthaltsamen Politik; die sachlich-politische bestand darin, daß seine Staatsauffassung noch einen stark dynastischen Zug trug. Er glaubte schon überaus viel gewonnen, wenn nur die Dynastie als solche erhalten blieb, und er trug deswegen, wenn auch mit Kummer, die Opfer, die der politischen Ehre und Selbständigkeit seines Staates zugemutet wurden. Das schied ihn aufs schärfste von den großen Reformern. Für diese gab es noch sehr viel höhere Werte als die Erhaltung dieses Staates und dieser Dynastie schlechthin. Sie überflogen, sagten wir, diesen Staat. Sie wurzelten nicht so persönlich und leiblich in ihm, wie der König, weil sie nicht so spezifisch preußisch-dynastisch gesinnt waren, wie dieser.

Und doch fehlte es auch nicht an wertvollen inneren Berührungspunkten zwischen ihnen. Mit seinem scharfen kritischen Blicke sah der König die schweren Gebrechen der alten Staats- und Heereseinrichtungen zum großen Teile ebenso gut wie jene. Manches, was jetzt vorgeschlagen wurde, hatte er vor 1806 auch schon gewollt, aber aus Respekt vor den alten Autoritäten, die ihm abrieten, fallen lassen. Die Wirkung der Katastrophe war, wie man treffend gesagt hat, daß diese falschen Autoritäten gestürzt wurden, und so fand nun die bessere Einsicht des Königs den Kontakt mit der Energie und der Entschlossenheit, die ihm selbst fehlten. Er ließ selbst weitgehende Neuerungen durch, an die er von sich aus schwerlich gedacht haben würde, konnte dann freilich auch wieder, mißtrauisch gemacht durch politische Sorgen oder kräftige Proteste der Gegner, anderen, innerlich damit zusammengehörigen Reformen sich versagen. So kam schon durch ihn persönlich etwas Ungleichmäßiges und Stückweises in die Reformgesetzgebung. Sein eigenes politisches Denken dürfte man darum nicht auch ungleichmäßig und widerspruchsvoll nennen. Die liberalen und ethisch-humanen Neigungen seiner ersten Regentenjahre, die er jetzt freier schalten lassen konnte, vertrugen sich wohl mit dem patriarchalisch-schlichten Idealbilde des „treuen, friedlichen, religiösen, gehorsamen Volkes“, das ihm vorschwebte, und familienhaft-sittlich faßte er auch sein dynastisches Recht auf. Er war kein bedeutender, aber ein in sich geschlossener und einheitlicher Charakter, dessen Geschlossenheit allerdings mehr auf einem Mangel an Empfänglichkeit beruhte. Trotz seiner kargen und spröden Art aber konnte er die Achtung und selbst die Liebe und Anhänglichkeit der geistig über ihm Stehenden gewinnen, — freilich mehr durch die rein menschlichen Tugenden, die er zeigte. Die geschichtliche Auffassung aber darf nicht bei diesen stehen bleiben. Sie wird in ihm immer den Vertreter einer zwar begrenzten, aber festen und zähen Staatsidee zu würdigen haben und wird auch anerkennen müssen, daß er nicht starr und verschlossen nur ihr allein lebte, sondern auch dem Größeren, was die Zeit forderte, Raum zu geben vermochte. Allerdings nur bis zu gewissem Grade, aber eine ganz harmonische Vermittlung zwischen dem zu weiten Ideale der Reformer und dem zu engen Ideale des Königs war auch kaum möglich.

Diese Vermittlung hätte auch der hohen Frau nicht völlig gelingen können, die seinen Thron teilte, denn ein politischer Charakter ist die Königin Luise nicht eigentlich gewesen trotz ihrer tiefen und innigen Teilnahme an den Geschicken des Staates und Volkes. Schon ihre Menschenkenntnis und ihr Verhältnis zu den leitenden Staatsmännern waren nicht ganz frei von Schwäche und Laune. Und doch darf man sie, wo wir hier von den „Reformern“ sprechen, als eine Erscheinung ehren, die schon allein durch das, was sie war, den Geist der Reform, der inneren vaterländischen Erhebung, mit hat wecken helfen. Als der Ernst der Zeit den Flitterglanz des höfischen Lebens von ihr abstreifte, verlor sie nicht die zarte Anmut, durch die sie zuerst die Herzen bestrickt hatte, aber zeigte sie nun verbunden mit hoher sittlicher Stärke und reiner religiöser



Abb. 27. Friedrich Wilhelm III. mit den Seinen am Sterbebett der Königin Luise.
Hohenzieritz, am 19. Juli 1810. Stich von D. Berger nach H. Dähling. (Zu Seite 48.)

Ergebung. Liest man ihre Herzensergüsse aus den Jahren der Prüfung, so berühren sie wohl immer noch frauenhaft durch den plötzlichen Wechsel von Kleinem und Großem, und die heroische Leidenschaft, die sie zuweilen atmen, kann umschlagen in die Töne einer hilflosen weiblichen Gebrechlichkeit. Aber menschlich echt und ergreifend war sie in beidem, und unter dem Wechsel der Stimmungen spürt man das immer wieder sich emporringende starke und fromme Gemüt. Und weil sie sich ebenso lebendig als deutsche Fürstin wie als preußische Königin empfand und weil auf ihr auch der Glanz der feinen künstlerischen Kultur des geistigen Deutschlands lag, so war sie ein Licht, das allen leuchten konnte und dann erst recht zu leuchten begann, als der schwache Körper zusammenbrach und der Tod sie 1810 dahinraffte.

„Wo bleibt denn Stein?“ hatte sie in der Not des Jahres 1807 einmal geschrieben. „Dies ist noch mein letzter Trost. Großen Herzens, umfassenden Geistes, weiß er vielleicht Auswege, die uns noch verborgen liegen.“ So hat sie damals mitgewirkt, den Größten der bürgerlichen Reformer an seine historische Stelle zu bringen. Dort mußte er ihren Gatten nun wohl überragen, aber es fehlte auch nicht an menschlichen Gemeinsamkeiten zwischen dem Könige und Stein. War der König mit seiner schlichten Rechtschaffenheit und, um mit Stein zu sprechen, seiner „reinen Liebe zum Guten“ altfränkisch im guten Sinne, so trug auch Steins sittlicher Charakter eine altfränkische Farbe. Wieviel von der einfachen, bescheidenen, religiös-sittlichen Lebensführung der Väter hatte sich nicht überhaupt im protestantischen Norddeutschland erhalten unter und neben den geistigen Wandlungen und der neuen Bildung. In Stein trat jetzt diese ältere Schicht deutscher Kultur wieder zutage, aber nicht klein und eng wie beim Könige, sondern mit einer urwüchsigen Kraft, die vor allem nicht in der Sphäre der Privattugend stecken blieb. Das war der große, ihn zu allen Zeiten seines Lebens beseelende Gedanke, daß das ganze Kapital von sittlicher Tüchtigkeit, das im deutschen Volke steckte, sich auswirken solle im öffentlichen Leben, daß die Privattugend sich zum werktätigen und opferwilligen Gemeinsinn erheben müsse. Man hat wohl oft gesagt, daß Stein überhaupt von den Bedürfnissen der Gesamtheit, wohl gar des Staates schlechthin, ausgegangen sei und man hat ihn damit in Gegensatz gestellt zu dem Individualismus seiner Zeit. Aber das trifft doch nicht die Eigenart seines Ideals. Niemals spürt man bei Stein jenen, um mit Ranke zu sprechen, „schneidenden Luftzug“ des modernen Staates, der von den großen Realpolitikern der neueren Jahrhunderte ausgeht, jenen kühlen Geist der Staatsraison, der nur dem lebt, was politisch nützlich und möglich ist und Macht bringt. Immer haben ethische Ideale sein politisches Denken beherrscht, allerdings Ideale, die unmittelbar zum Staate hinführten und nur durch den Staat erfüllt werden konnten. Aber Staat war für ihn nicht in erster Linie Macht und Herrschaft, sondern Zusammenfassung der sittlichen Kräfte des Volkslebens und höchstes Mittel zu ihrer Entwicklung, — „eine Schule für den Charakter der Menschen“, wie Heinrich von Sybel es einmal formuliert hat. Auch als solche war er ihm nicht ein allmächtiges und allumfassendes Organ. Jener Staatssozialismus, den Fichte zeitweise gepredigt hat und der die ganze geistig-sittliche Kulturarbeit verstaatlichen, man möchte sagen, kommandieren wollte, lag ihm ganz fern. Überhaupt steigert sich bei ihm der Staat nicht zu jener abstrakten und absoluten Persönlichkeit, wie in der antiken und in der romanischen Welt, sondern er empfindet ihn als lebendiges, konkretes Gemeinwesen im germanischen Sinne. Wenn er vom Staate spricht, sieht man im Hintergrunde die Gemeinde der freien deutschen Männer am Male tagen. So hat er den absolutistischen Beamtenstaat Friedrichs des Großen ebenso abgelehnt wie den ursprünglichen Individualismus Wilhelm von Humboldts und Fichtes. Er klagte nicht wie Humboldt den alten Staat an, daß er das Individuum ertöte, sondern daß er den Gemeingeist ertöte durch die Entfernung der Eigentümer von aller Verwaltung.

Höchst einfache und leicht zu greifende Grundgedanken also hatte er. Der Einzelne wird, sagt er, wenn er fern gehalten wird vom Staate, zu Egoismus, Genußsucht und Müßiggang oder zu unfruchtbarer Spekulation getrieben, der Staat aber beraubt sich dadurch seiner besten Kräfte und verdirbt im Formenkram, im Dienstmechanismus, im



FREIHERR VON STEIN

Des Rechtes Grund-Stein, dem Unrecht ein Eck-Stein, der Deutschen Edel-Stein.

Abb. 28. Freiherr vom Stein. Stich von Bollinger nach Ringklacke. (Zu Seite 48.)

Mietlingsgeist seinen Beamten. Er hat nur wenige Worte in seinem Sprachschatze, um diese Gedanken zu variieren, aber gern hört man sie immer wieder und stärkt sich an ihnen wie an kräftigem Brote. Und großartig erheben sie sich in dem Augenblicke, als der preußische Staat gedemütigt am Boden lag, in der berühmten Nassauer Denkschrift vom Juni 1807. Unverzagt und fest faßte er damals das hohe Ziel ins Auge, daß die von ihm empfohlenen Einrichtungen die „Wiederbelebung der Gefühle für Vaterland, Selbständigkeit und Nationalehre" bewirken würden.

Weder für den reinen Staat, noch für das reine Individuum, sagten wir, schlug sein Herz. Er war nicht imstande, die Bedeutung des reinen Individualismus der klassischen Zeit, weder seinen Eigenwert, noch seinen Wert für die Befruchtung des neuen Staatslebens, voll zu ermessen, und er konnte in seiner Leidenschaft bitter ungerecht werden gegen den philosophischen Grüblergeist seiner Zeitgenossen. Und doch war in diesem altertümlich-germanischen, trotzig-praktischen Manne etwas, was ihn den großen Denkern und Dichtern seiner Zeit nahe rückt. In seiner Nassauer Denkschrift liest man die Worte, wie nun an die Stelle des Formenkrams und des Dienstmechanismus „ein lebendiger, fest strebender schaffender Geist und ein aus der Fülle der Natur genommener Reichtum von Ansichten und Gefühlen" zu treten habe. Man fühlt sich berührt wie von einem Hauche aus Goethes Straßburger Zeit, und man denkt an Rousseau, an Herder und an alle die, die damals an den Busen der Natur zurückdrängten. Sicherlich war der Kampf, den Stein gegen die Bureaukratie aufnahm, ein Teil des großen Kampfes gegen alles Konventionelle und Mechanische im Leben, der seit den Tagen des Sturms und Drangs in Deutschland gekämpft wurde. Die frischen Lebensquellen, die er dem verdorrten Staate in der kräftig-persönlichen Mitarbeit und der praktischen Einsicht seiner Bürger eröffnen wollte, lagen nicht so weit ab von denen, die Goethe und Herder in ihrer Frühzeit der Persönlichkeit erschlossen hatten. Damals, in den siebziger Jahren, war der Drang zur derben, gesunden Wirklichkeit auch noch stärker als in den folgenden Jahrzehnten mit ihrem mehr geistigen Individualismus. Man freute sich an der altdeutschen Tüchtigkeit und Bürgerkraft, wie sich Stein ihrer freute. Goethe eilte, nachdem er einen Trunk frischen Wassers aus dieser Quelle geschöpft hatte, weiter. Stein wollte sie dauernd seinem Volke wiedergeben.

Selbst von den weicheren Winden der Wertherzeit und der Rousseaustimmungen ist Steins Entwicklung nicht ganz unberührt geblieben. Rousseaus Hinträumen und „leidendes Überlassen an die äußeren Eindrücke" wies er allerdings kräftig von sich, aber den Genuß, den ihm Freundschaft und Ruhe im stillen Tale gaben, hat er fast mit Wertherschen Worten aussprechen können. Er war sehr viel empfänglicher und bildungsfähiger, als das Harte, Heftige und Herrische seines Wesens auf den ersten Blick vermuten läßt. Mochte er die Systemwut und die Anarchie der französischen Revolution verabscheuen, so konnte er doch ihren radikalen Patriotismus respektieren und unbefangen aus ihren Einrichtungen lernen, wo sie ihm etwas Homogenes boten, wo sie den Bürger mit dem Gemeinwesen verknüpften, dem Despotismus des Staates wehrten und Formen beseitigten, die das freie, verantwortliche Schaffen lähmten. Ihre Grundaufgabe war ja dieselbe, wie die seine: Staat, Nation und Individuum neu zu verbinden. Der Unterschied war, daß er naturwüchsiger, naiver und realistischer, aber auch mit feinerer ethischer Gesinnung an sein Werk ging, daß ihn keine Theorie und kein einseitiger Machttrieb, sondern ein durch praktische Lebenserfahrungen und geschichtliche Erinnerungen genährtes ethisches Lebensideal leitete. So baute er sein Werk stärker auf Natur, Leben und Geschichte auf, als jene.

Auch das Geschichtliche, soweit er es benutzte, wurde von ihm in persönliches Leben umgesetzt. Die Reste des alten Ständewesens, an die er in seinen Selbstverwaltungsgedanken anknüpfte, wollte er nicht etwa bloß konservieren, denn dann hätte er auch ihren Privilegiengeist konservieren müssen, sondern gerade so umbilden, daß kein Standesegoismus aufkäme. Und die größte geschichtliche Erinnerung, die ihn beseelte, die an das alte deutsche Reich, wollte er auch nicht antiquarisch wiederbeleben, sondern in freier Neuschöpfung als stärksten Träger aller seiner sittlichen Werte. Er wollte nicht antiquarisch



Abb. 29. Karl August von Hardenberg. Gemälde von Gebauer.
Aus der Sammlung authentischer Bildnisse im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin. (Zu Seite 52.)

am Verlebten haften — wenn er es doch zuweilen tat und der Macht der Tradition und seines reichsritterlichen Standesgeistes unterlag, so zeigt das nur, daß er zu den naiven Naturen gehörte, die aus unbewußter Fülle ihres Inneren heraus schaffen.

Man sieht noch andere Risse und Sprünge in seiner Gedankenwelt und seinem Charakter. Es waren verborgene Tiefen in ihm, die durch die Stürme der Zeit zuweilen auf einen Augenblick bloßgelegt und dann wieder verschlossen wurden. Unsere Erzählung wird uns zu einigen dieser Momente führen. Hier gilt es vor allem das Einheitliche und Durchgehende bei ihm zu erfassen und nicht den jach erregten, sondern den ruhigen und tiefen Atemzügen seines Geistes zu lauschen.

Ein spezifisch preußischer Staatsmann war er nie. Er war nicht bodenständig im preußischen Staate und konnte es nicht werden, weil er ethische Politik treiben wollte und für die reine Realpolitik nicht taugte. Auch Hardenberg (Abb. 29 u. 30), der seit 1810 als Staatskanzler das Reformwerk Steins weiterzuführen hatte, war nicht bodenständig in Preußen, aber sein beweglicher Geist hatte die Gabe, sich in die verschiedenartigsten Gedanken- und Interessensphären einzuleben. So wurzelte er zwar nirgends ganz ursprünglich und war doch überall leicht zu Hause, — als Minister des preußischen ancien régime nicht minder wie als Staatsmann der preußischen Reformzeit und noch später, 1819, als Heraufführer der Reaktion. Als Reformer konnte er in dem einen Augenblick den idealistischen Doktrinär spielen, der die Gedanken des „Weltplanes" zu konstruieren versucht, in dem anderen rein das Nützliche und Opportune ergreifen, heute mit schwungvollem Pathos dem Verzweiflungskampf um die Existenz ins Auge schauen, morgen geschmeidig sich ducken und das Demütigende auf sich nehmen. „Den Kanzler beherrschten die allmächtigen Stunden," sagte eine kluge Frau, die ihn kannte, und Niebuhr meinte derb, wenn er einen die Treppe hinuntergeworfen, ließe er ihn den andern Tag durch das Fenster wieder einsteigen. Sein Schlagwort war, als er 1807 den Gedanken der Reform ergriff: „Demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung." So schöpfte auch er und mit noch volleren Händen als Stein aus den Einrichtungen des siegreichen Frankreichs, aber zugleich auch mit einer merklich verschiedenen Tendenz. Stein nahm das heraus, was den Staat und den Bürger miteinander sittlich verknüpfte und dem Staate die Kräfte der selbständigen Persönlichkeit zur Verfügung stellte. Hardenberg war gewiß nicht unempfänglich auch für diese Idee, aber unwillkürlich traten ihm Staat und Bürger wieder etwas auseinander. Er wollte dem Bürger im bürgerlichen und namentlich im wirtschaftlichen Leben die weiteste Freiheit und Gleichheit schenken. „Alles wirke nach seiner natürlichen Tendenz im Staatskörper." Freier, ungehinderter Gebrauch der Kräfte in Handel und Wandel schuf, so sah er ein, mehr Güter und nutzte dem Staate in letzter Linie mehr, als stete Bevormundung der Arbeitenden. So löste er ihnen die Fesseln, weil es nützlich war für den Staat, auch weil es ihm Freude machte, Freiheit zu schenken und überhaupt etwas zu schenken, als wohlwollender Epikuräer, der lebte und leben ließ. Aber mit derselben Leichtigkeit lebte er sich auch in die ebenfalls höchst „natürliche Tendenz" des Staatskörpers selbst ein, Macht zu sein und seine Macht zu mehren, und diese Mehrung der Macht suchte er keineswegs nur ausschließlich oder vorwiegend in dem Bunde des Staates mit der Nation, sondern zum mindesten eben so großen Wert legte er auf die Stärkung der rein staatlichen Autorität durch eine stramme bureaukratische Verwaltung. So entlastete er wohl die Staatsverwaltung von einem Teile dessen, womit sie sich im achtzehnten Jahrhundert hatte plagen müssen, hielt aber das Übriggebliebene fest zurück und war nicht gemeint, es mit den Regierten zu teilen. Eine Nationalrepräsentation wollte er gern geben, aber eine möglichst harmlose und politisch ohnmächtige. Von dem Rechte des laissez faire, ungehindert seine Kräfte spielen zu lassen, sollte nicht nur das Individuum in seiner Sphäre, sondern auch der Staat in seiner Sphäre Gebrauch machen. Das war ein bequemes und läßliches Nebeneinander, wenn man diese Grenzen einhielt, aber sicherlich nicht das lebendige Miteinander von Staat und Volk, das Stein vorschwebte.

Hardenberg war eben ein Eklektiker. Die Regierungstraditionen des aufgeklärten Despotismus, die Philosophie der Aufklärungszeit selbst, die liberalen und demokratischen

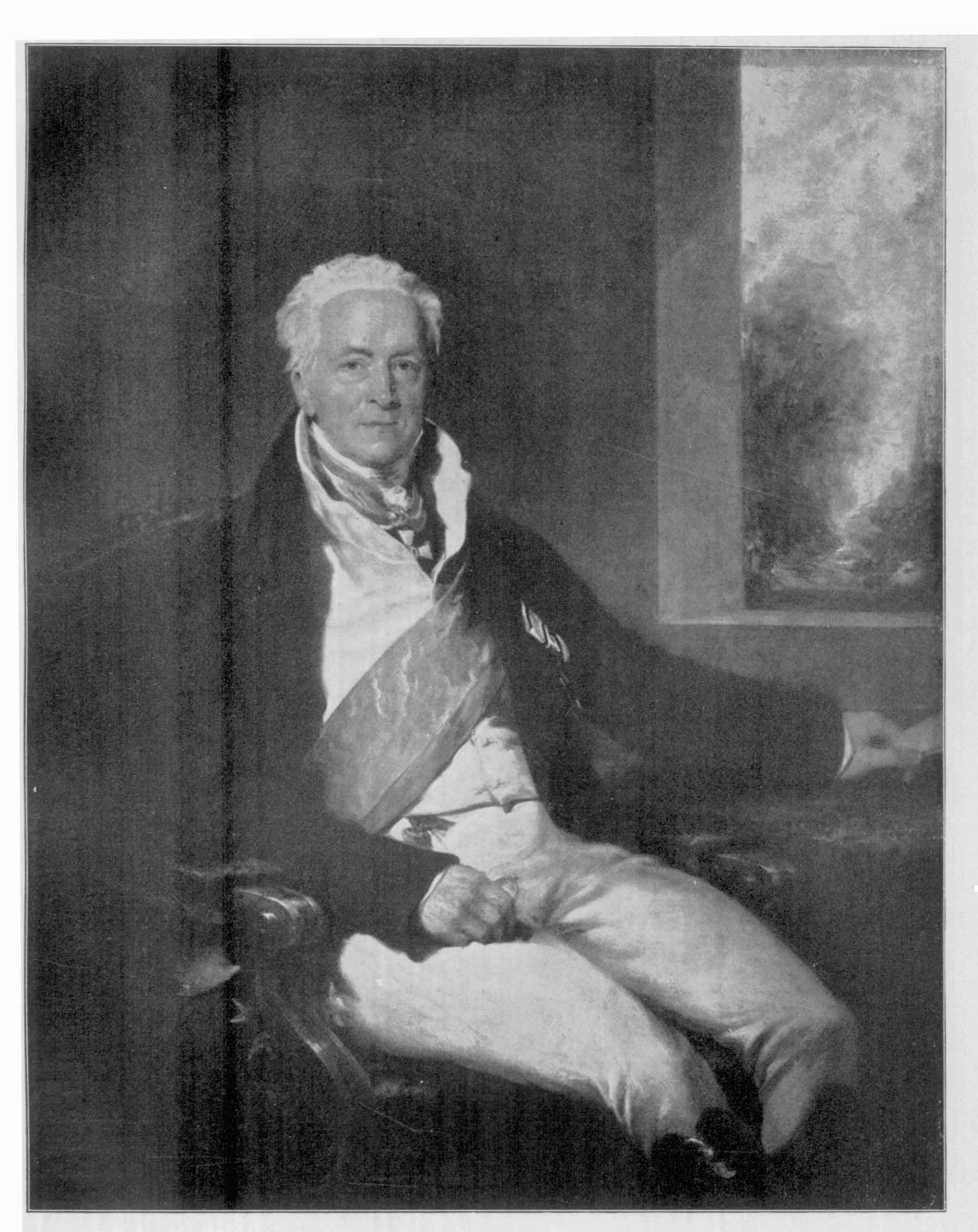


Abb. 30. Fürst Hardenberg. Gemälde von Lawrence.
Nach einer Originalphotographie von Franz Hanfstaengl in München. (Zu Seite 52.)

Forderungen des Zeitgeistes, das Vorbild des napoleonischen Reiches und des Königreichs Westfalen, wo auch die neuen Freiheits- und Gleichheitsrechte des Bürgers, eine kräftig zentralisierte Bureaukratie und ein Schattenbild von Volksvertretung nebeneinander existierten, — alles das hatte ihn berührt und von allem hatte er gelernt. Er war am meisten Weltbürger unter den Reformern, in dem Sinne, daß er nirgends ganz bodenständig war, mancherlei geistige und politische Sprachen sprach und am leichtesten umlernen und neu lernen, freilich auch verlernen konnte. Aber dieser der Zeit und den Umständen sich so anschmiegende Mann konnte sich gerade deshalb in vieler Beziehung den spezifisch preußischen Staatsinteressen besser und enger anpassen als Stein und andere Reformer, deren Ideal höher lag als nur in der Erhaltung und Mehrung der preußischen Macht. Nimmermehr hätte Stein, der mehr als Deutscher wie als Preuße und mehr als Patriot wie als Politiker fühlte, in den stürmischen Jahren zwischen 1807 und 1813 den Kurs der auswärtigen Politik rein preußisch, das heißt in erster Linie auf Erhaltung der politischen Existenz gerichtet, steuern können. Hardenberg konnte es, und das war es, was ihn am allerengsten mit dem Könige verbunden hat, worauf seine Vertrauensstellung bei ihm beruhte. An spezifisch preußischem Ehrgeize in fridericianischem Sinne hat Hardenberg sogar den König erheblich übertroffen. Dieser Ehrgeiz war freilich auch nicht ganz wurzelecht und hat in kritischen Stunden oft auffallend versagt.

Vielleicht aber war niemand geeigneter, zwischen dem Könige und den höheren Zielen der Reformer zu vermitteln, als der liebenswürdig-geschmeidige Staatskanzler. Manchen Weg konnte er ebnen und manchen Knoten lösen. Und fehlten seiner inneren und äußeren Politik auch die schweren und mächtigen Akzente der Steinschen Zeit, so war sie behender und leichtflüssiger und da, wo er es glaubte wagen zu können, auch energisch. Ganze Arbeit zu leisten, war auch dem Freiherrn vom Stein nicht vergönnt, aber ihm war es von Natur nicht gegeben.

Wiederum anders zum Staate als Stein und Hardenberg stand der dritte unter den bedeutenden Staatsmännern der bürgerlichen Reform, die wir zu charakterisieren haben, Wilhelm von Humboldt. In den Jahren 1809 und 1810 leitete er als Geheimer Staatsrat die Sektion für Kultus und Unterricht im Ministerium des Innern und hatte als faktischer Kultusminister nun wohl zwar diejenigen Zweige zu verwalten, für die seine Neigungen und Fähigkeiten ihn am meisten eigneten, aber auch diejenigen, wo sich Staat und Individuum am zartesten und empfindlichsten berührten. Wie schmerzhaft war er früher bei dieser Berührung zusammengezuckt, wie bestimmt hatte er jeden wenn auch noch so wohlwollenden Eingriff des Staates in die geistige Entwicklung des Individuums und in das geistige Leben der Nation überhaupt abgelehnt. War er diesen Grundsätzen untreu geworden, wenn er nun Reglements und Verordnungen über höheres und niederes Schulwesen, über Handhabung der Zensur, über Kunstunterricht durch staatliche Anstalten und Förderung der geistlichen Musik durch den Staat ausarbeitete? Jedenfalls hatte er auch jetzt noch von der Fürsorge des Staates für Wissenschaft und Bildung eine sehr bescheidene Vorstellung. Der Staat, sagte er 1810, „muß sich eben immer bewußt bleiben, daß er nicht eigentlich dies bewirkt noch bewirken kann, ja, daß er vielmehr immer hinderlich ist, sobald er sich hineinmischt, daß die Sache an sich ohne ihn unendlich besser gehen würde“. Er rechtfertigte diese Einmischung damit, daß es nun einmal für jedes irgend ausgebreitete Wirken äußere Formen und Mittel geben müsse, die der Staat verpflichtet sei, der Wissenschaft bereit zu stellen. Je zurückhaltender und anspruchsloser der Staat diese Pflicht erfülle, um so besser. Man sieht, daß seine Grundauffassung die alte geblieben war, daß ihm der Staat, von dieser Seite betrachtet, immer noch in dem Lichte eines notwendigen Übels blieb. Aber er war inzwischen von einer anderen Seite her in den Staat hineingelangt. Ihn hatte der Ehrgeiz ergriffen, selbst ein wirklicher, echter, schaffender Staatsmann zu sein, und als das Ziel eines solchen bezeichnete er es jetzt, daß der Gedanke der Stempel der Wirklichkeit werden müsse. Dieser Drang, die Idee in die Wirklichkeit hineinzuführen und das Leben nach ihr zu gestalten, hat ihn für den Staat gewonnen. Als Staats*mann* hat er den Staat schätzen gelernt und nicht als philosophischer Denker, als welcher er nicht



Abb. 31. Wilhelm von Humboldt. Lithographie von Oldermann nach dem Gemälde von Franz Krüger.) Aus der Sammlung authentischer Bildnisse im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin. (Zu Seite 23 u. 54.)

über die Schranken seiner Jugendideen hinauskommen konnte. Und Staatsmann ist er geworden durch jene Steigerung des modernen Individualismus, die wir bei Schleiermacher zuerst konstatierten, durch die Erkenntnis, daß das Leben für die Gesamtheit dem Individuum neue gewaltige Möglichkeiten der Entfaltung und Wirkung biete. Ein denkwürdiger Zusammenhang. Einmal sieht man den allgemeinen Satz wieder bestätigt, daß die Sehnsucht nach Wirklichkeit und warmem Leben die Geister aus ihrer Höhe hinuntertrieb zum Staate, und dann sieht man, daß auch Humboldt von ganz individuellen und persönlichen Bedürfnissen aus zum Staate gekommen ist, nicht als ein Kapitulierender, der frühere Ansichten zu widerrufen hatte, sondern mit stolzem Haupte und wie einer, der den Befehl über ein bis dahin von ihm bekämpftes Heer mit übernimmt. Die frei schaffende Persönlichkeit trat ein in das Zentrum des Staates selbst, weil hier jetzt der größte und schönste Wirkungskreis sich öffnete für sie und das neue Lebensideal des deutschen Geistes, das nicht mehr im „Wissen und Reden“, sondern im „Charakter und Handeln“ bestand. Dadurch wurde nun aber auch der Staat etwas anderes, und sein starrer, blinder Mechanismus, durch den sich Humboldt einst so bedrückt gefühlt hatte, löste sich auf in die Aktionen der in ihm und durch ihn schaffenden Charaktere, das



Abb. 32. Gerhard Joh. David von Scharnhorst. Gemälde von Gebauer.
Aus der Sammlung authentischer Bildnisse im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin. (Zu Seite 58.)

Unpersönliche an ihm wurde in Persönliches umgewandelt. Wir wollen hier nicht fragen, ob das denn dauernd möglich war, die starre Substanz des Staates so zu erweichen, wir wollen hier auch nicht peinlich prüfen, ob Humboldt selbst als schaffender Staatsmann auch immer wirklich frei=persönlich und unbeeinflußt durch störende Regierungstraditionen geschaffen hat. Genug, daß es überhaupt einem Menschen wie ihm damals möglich war, Staatsmann zu sein und vielen und großen Dingen den Stempel seines Gedankens der Wirklichkeit aufzudrücken. Mag die Zeit seiner Wirksamkeit noch so kurz sein — daß sie überhaupt stattfinden konnte, daß der preußische Staat ihn und er den preußischen Staat ausgehalten hat, ist vielleicht der feinste Gradmesser für die Umwandlung dieses Staates.

Auch für seine eigene Wandlung. Man darf diese freilich nicht überschätzen. Auch als preußischer Staatsmann blieb er Weltbürger und wollte im höchsten Sinne der Menschheit dienen. „Nichts ist so wichtig bei einem höheren Staatsbeamten,“ sagte er

Prag den 18ten Jun.

Meine einzige Tochter, es scheint mit meiner Heilung langsam zu gehen, doch bezweifle ich dieselbe nicht. Ich hoffe mit den ersten Wochen, beim Wiederausbruch des Krieges schon zu [illegible] und werde dazu alle Mittel anwenden. — Allen meinen Freundinnen [illegible] und deinen schönen edlen Kindern — Dein zärtlichster [illegible] Vater Scharnhorst,

Autogramm Scharnhorsts an seine Tochter Julie, vermählte Gräfin Dohna.
Original im Königl. Geh. Staats-Archiv. (Zu Seite 58.)

jetzt, „als welchen Begriff er eigentlich nach allen Richtungen hin von der Menschheit hat, worin er ihre Würde und ihr Ideal im Ganzen setzt.“ Aber Weltbürgertum und Heimatsgefühl brauchten sich jetzt nicht mehr auszuschließen. Man darf wohl vermuten, daß ihn nicht nur der Wunsch nach Ergänzung seines eigenen inneren Lebens durch staatsmännische Tätigkeit dem preußischen Staate zugeführt hat. Kindlich-menschliche Empfindungen der Liebe und Treue für seine unglückliche Heimat müssen auch ihn damals ergriffen haben; das schlichte, warme Vaterlandsgefühl, das jeden Volksgenossen damals packen konnte, hat auch in diesem reichen und hohen Geiste seinen Einzug gehalten. Es durchweht fortan sein Handeln, auch wenn er nicht viel Worte darüber machte, denn sein reflektierender Sinn hatte eine edle Scheu, das Naturhafte und Naive in sich zu betasten, und doch lag es verborgen und lebendig auch in ihm.

Man kann ihn schwer anschaulich machen. Das Anschauliche an ihm war auch nicht eigentlich das Bedeutende an ihm. Er konnte schlechthin kalt, herzlos, ironisch, überlegen, erscheinen und wenn er diskutierte, sagten herzhaftere Männer, daß er Keulen zu Zahnstochern verschnitzele. Das Muskulöse war nun einmal nicht seine Art, und wenn es ihm auch an innerer Leidenschaft, selbst beim Handeln, nicht fehlte, so war doch auch sie zu geistig, um sich zur robusten politischen Energie steigern zu können. So trat er wohl vornehm zur Seite, wo er hätte darein fahren und alles an die Tat setzen sollen. Manchem erscheint er wie eine reine Lichtgestalt, die durch die preußische Geschichte ging, manchem wie ein blutloser Schemen, anderen wieder als ein Zwitterwesen, dessen Ideen und Handlungen auseinanderklafften. Wer willig auf ihn eingeht, wird innere Einheit und Lebenswärme an ihm nicht vermissen uud in dem Lichte seines Geistes sich in das ewig-menschliche und damals so zeitliche Problem des Verhältnisses zwischen Staat und Individuum gern versenken.

Auch tatkräftigere und heroischere Naturen als er hatten mit diesem Problem sich damals abzufinden und sind nicht restlos nur Helden im Dienste ihres Staates gewesen. Wir meinen die großen Heerführer und Heeresorganisatoren der Reformzeit und wenden zu ihnen nunmehr den Schritt. Sie erscheinen vor uns zunächst im Glanze ihres nationalen Ruhmes, als Männer, die die Phantasie, die Begeisterung und die Dankbarkeit ihres Volkes erwecken konnten, als die Retter und Befreier der Nation, von denen die Eltern und Lehrer den Kindern erzählen und zu denen der Knabe emporblickt als Vorbildern aller Männlichkeit. Nimmer kann das Volk solchen Heldenanblicks entbehren, und nimmer dürften die Geschichtsschreiber fehlen, die mit der Kraft des Helden- und Volksepos ihn zu erneuern verstehen und so das Urbedürfnis geschichtlichen Sinnes befriedigen. Unsere Aufgabe aber hier ist eine andere. Wir möchten hinter dem Schmucke ihrer siegreichen Waffen das bewegte Innere dieser Männer aufsuchen, die Fäden, die aus ihm zu den großen geschichtlichen Mächten hinüberführen, die individuelle Form, die der Staat und Nation schaffende deutsche Geist in ihnen annahm, begreiflich machen, denn durchweg waren sie nicht nur Helden, sondern auch Denker.

Scharnhorst (Abb. 32) hat man zu Lebzeiten sogar oft nur für einen Denker, und zwar für einen sehr unpraktischen gehalten, für einen schulmeisterlichen Theoretiker ohne Kraft und Saft. So urteilten selbst solche, die ihn nicht etwa deswegen haßten, weil er die alten Einrichtungen im Heere stürzte. Er gehörte in der Tat, und das hatte er mit Humboldt gemein, zu den verschleierten Persönlichkeiten, die ihr Bestes nur dem Verstehenden geben können, die zu stark mit der Fülle ihrer Gedanken zu ringen haben, um immer greifbar und durchsichtig sein zu können, die weich und verschwimmend erscheinen, aber im Innern von gespannter Energie und nur zu vornehm sind, um ihre Kraft und ihren Wert immer geltend zu machen. Schließlich sprach doch ein für allemal sein Werk für ihn und übergoß ihn dauernd mit dem Lichte des wohlverdienten Ruhmes, der stille Held dieser Jahre gewesen zu sein, der zähe, unbeugsame, verschlossene Waffenschmied, ohne dessen Arbeit kein Befreiungskampf möglich gewesen wäre.

Seinen Freunden und Schülern aber war er noch unendlich viel mehr. „Man will mich oft,“ sagte Gneisenau einmal, „ihm gleichsetzen, mich, der ich ein Pygmäe gegen diesen Riesen bin, dessen Geistestiefe ich nur bewundern, nimmer aber ergründen

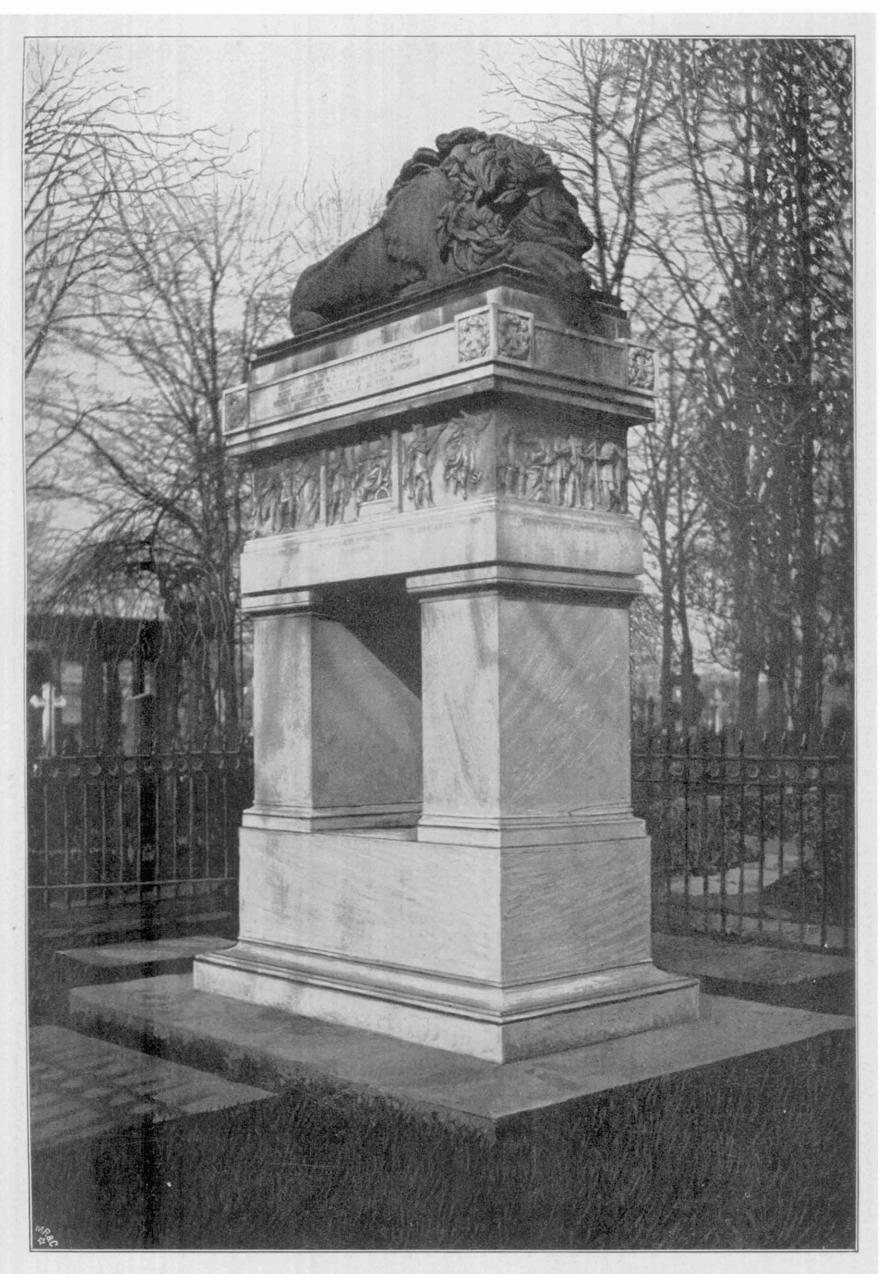


Abb. 33. Grabdenkmal Scharnhorsts auf dem Invaliden-Kirchhof zu Berlin.
Nach Schinkels Entwurf errichtet. (Zu Seite 60.)



Graf von Gneisenau

Abb. 34. August Neithardt von Gneisenau. Gemälde von Gebauer.
Aus der Sammlung authentischer Bildnisse im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin. (Zu Seite 64.)

kann." Damit wurde freilich Gneisenau nicht nur ungerecht gegen sich selbst, sondern vielleicht auch mißverständlich. Das Große an Scharnhorst war nicht die unergründliche Tiefe und Originalität seiner Gedanken, sondern die Unerschöpflichkeit und Stetigkeit seiner Geisteskraft und ihr ruhiges und nachhaltiges Eindringen in die Wirklichkeit. Er war der eigentliche Empiriker unter den Reformern, der das Senkblei am tiefsten in die Erfahrung hineinwarf, der am unermüdlichsten sie studierte, um starke Wahrheiten für das Leben aus ihr herauszuholen. Natürlich war er Empiriker im Geiste seiner Zeit, die durch die Oberfläche gern zum letzten Grunde der Erscheinungen zu dringen suchte, aber er war gründlicher und langsamer auf diesem Wege als die meisten seiner leichterbeschwingten Zeitgenossen. Auch er war nicht eher zufrieden, bis er in das Land der Ideen gelangt war, aber er jagte sie, wie Arndt von ihm sagt, nicht auf in sich, sondern er ruhte aus auf ihnen. Der ruhende Löwe, der sein Grabdenkmal (Abb. 33) schmückt, ist ein Sinnbild seines Wesens. Schwer und gesättigt von Erfahrung



Abb. 35. Carl von Clausewitz.
Lithographie von F. Michelis nach dem Gemälde von W. Wach. (Zu Seite 68.)

und Gedanken und zugleich zum Sprunge gerüstet, so ist dieser niederdeutsche Bauernsohn zum großen Mann geworden.

Die große Erfahrung schlechthin, in deren Ergründung und Verwertung sein Leben aufging, war die Umwandlung des Heerwesens und der Kriegführung durch das Erwachen der Nationen. Er war zu Beginn der neunziger Jahre nicht gleich den lockenden Rufen gefolgt, die Abschaffung der stehenden Heere und Einführung der Volksbewaffnung forderten, denn er mußte erst sehen, was er glauben sollte. Die Feldzüge der alten Mächte gegen das Volksheer der französischen Revolution, die er als hannoverscher Offizier mit persönlicher Auszeichnung mitmachte, zeigten ihm die Gebrechen der alten Heere und die zukunftsreiche Kraft des Nationalheeres. Schritt für Schritt bohrte er sich in diese Erfahrung ein und gelangte so zu schwer fundierten Reformgedanken über das ganze Gebiet des Heerwesens, vom kleinen Alltagsdienst an bis zu den höchsten Faktoren, die über den Geist des Feldherrn und des Heeres und über Sieg oder Niederlage entscheiden. Er war Artillerist, und dieser Beruf ist ja mehr wie andere genötigt, das Theoretische und das Praktische immer miteinander zu üben und zugleich im Kleinen gewissenhaft und auf große Wirkungen aus zu sein. Er blieb bedächtig

auch als Reformer; er hielt fest an dem Lebendigen der stehenden Heere, ihrer Disziplin und ihrem militärischen Ehrgefühl und Korpsgeist, und verwarf das Tote, was sie hatten, die mechanische Taktik, die künstliche Strategie, die Herabdrückung des Kriegers zu einer Maschine. Um wieder siegen zu können, mußte der Soldat wieder Krieger, das heißt etwas Persönliches werden, und das konnte er nur, wenn er sich zugleich als Sohn seiner Nation fühlte und das Volk im Ganzen das große, mächtige Reservoir der Kriegskraft wurde. So gelangte er auf seiner geistigen Wanderung vom stehenden Heer über das Nationalheer schließlich zur Nation selbst und zu ihrer inneren Verknüpfung mit Staat und Individuum. Aber was sprechen wir immer nur von seiner geistigen Arbeit. Hinter dem militärischen Denker lebte selbst schon immer ein stark und leidenschaftlich empfindender Mensch, der einst auch seine Wertherzeit gehabt hatte, „wo man mit nichts in der Welt," so erzählt er selbst, „als mit dem Herzen, mit den ursprünglichen Leidenschaften zu tun hat, wo man die übrigen Verhältnisse der Welt nicht achtet". Solche Zeit mußte er einmal gehabt haben, solche Empirie des reinen Individuums war auch dem großen Empiriker nötig, wenn er 1807 jene wundervolle Losung aussprechen konnte, in der seine Seele einen lichten Schein über die Leiden und das Unglück seines Volkes warf. „Wer würde nicht gern alles daran setzen, um den Samen einer neuen Frucht zu pflanzen, und wer würde nicht gern sterben, wenn er hoffen könnte, daß sie mit neuer Kraft und Leben hervorginge. Aber nur auf einem Wege ist dies möglich. Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; nur erst dann wird sie sich selbst achten und von anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, dies ist alles, was wir können. Die Bande des Vorurteils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und sie in ihrem freien Wachstum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht."

Es soll nicht zur müßigen Unterhaltung sein, wenn wir nun noch erzählen, daß dieser Mann, dessen Herz so rein und tief für das Vaterland schlug, am Vorabend des Befreiungskrieges noch einmal für ein junges, einfaches und freundliches Mädchen, die Bonne seines Enkelkindes, erglühte und ihr schreiben konnte, daß er außer ihr



Abb. 36. Grabmal Hermann von Boyens (es ist das links stehende) auf dem Invaliden-Kirchhof zu Berlin.



Abb. 37. Leopold Hermann Ludwig von Boyen. Gemälde im Besitz der Familie.
Aus der Sammlung authentischer Bildnisse im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin. (Zu Seite 70.)

nichts auf der Welt habe, woran er hänge. Nachdem er dann die Todeswunde bei Groß-Görschen erhalten, schrieb er am 24. Mai 1813 an seine Tochter: „Ich will nichts von der ganzen Welt; was mir wert ist, gibt sie mir ohnehin nicht. . . . Alle Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages." In solchem Widerspruch der Leidenschaften ging sein Leben aus. Kennt man sie nicht, so kennt man die Kräfte dieser Zeit nur halb. Hinter und über den Ideen von Staat und Nation, für die jetzt die Menschen in den Tod gingen, forderte immer noch so begehrlich, wie in den Jugendtagen Goethes, auch das unruhige Herz seine unveräußerlichen Rechte vom Leben. Hätte es nicht „so viel und groß Begehr" gehabt, so hätte es auch nicht Platz gehabt für das Größere, dem sie sich jetzt hingaben und dem sie sich doch wohl auch nur hingaben, weil sie in ihm ihr Lebensglück suchten. In hohen und niederen Regionen suchten sie es mit ihren klammernden Organen.

Diese Soldaten der Reform und der Befreiungskriege waren ein eigenes Geschlecht. „Nicht leicht," sagt Steffens, „hatte irgendein Mensch eine solche Gelegenheit, sich in mannigfach wechselnden Verhältnissen durch das innere Leben auszubilden, wie damals der kühne, begabte preußische Offizier. Damals erhielt die eigene Macht, der eigene Gedanke jene große Gewalt, die im Kriege den Sieg errang." So wiederholte sich in etwas das Schauspiel der französischen Revolutionskriege, wo die jungen Söhne des Glücks mit kühnem Griffe sich ihren Kommandostab und ihren Ruhmeskranz eroberten. Etwas Glücksritterliches hatte auch der preußische Offiziersberuf von den Tagen der Werbeheere her noch selbst in dem dressierten Heere Friedrichs des Großen an sich, ein Stück wildgewachsener Persönlichkeit, das Friedrich der Große bei seinen Offizieren wohl beschnitt, aber nicht tilgen durfte. Diesem ehrgeizigen, nach Krieg und Fortune ausschauenden Element wurde nun ein edles Reis aufgepflanzt, als die bildungsdurstigen Offiziere in ihren Friedensgarnisonen die deutschen Dichter und Denker zu lesen begannen. Einer von diesen war Gneisenau (Abb. 34), auch ein Sohn des Glücks, fast ein Findling und halber Abenteurer in seiner Jugendzeit, dessen Stirn aber schon früh auch die Muse berührt hat. Was sein Inneres erfüllte und was er in seinem auf- und niederwogenden Leben erfuhr, sprach er in golden schönen Worten aus, in denen das Gewöhnliche edel, das Zarte stark und das Leidenschaftliche königlich-stolz erklingt. So kann er noch heute die Seele bewegen, wie Beethoven und Goethe. Noch unmittelbarer war der Zauber, den er auf seine Zeitgenossen ausübte, denn Äußeres und Inneres war bei ihm eine lebendige Einheit. Männlichkeit und Schönheit leuchteten, so wird uns erzählt, aus allen seinen Zügen, und er bewegte sich immer mit ungesuchter fürstlicher Hoheit. „Alles war ihm, als müßte es so sein." Dieses einfache Wort der Frau von Beguelin über ihn traf vielleicht das Persönlichste an ihm, einen inneren Adel, der wie das selbstverständliche Sonnenlicht durch die Welt ging. Es fiel auf, daß ihm der schnelle Witz und die ironische Schärfe fehlten, durch die damals viele der bedeutendsten höheren Befehlshaber wirken, aber auch zurückstoßend wirken konnten. Eher wurde er auf der Höhe seiner Erfolge demütiger und milder.

Zuweilen können, wenn zwei Epochen miteinander kämpfen, Naturen emporwachsen, die wohl der einen von ihnen überwiegend angehören, aber charakteristische und mächtige Züge von beiden repräsentativ vereinigen und ihre Dissonanz in Harmonie auflösen. So war es bei Gneisenau. Er war von Hause aus ein „Sohn des Glücks", wie wir sagten, wie so mancher arme Kavalier und Offizier des achtzehnten Jahrhunderts, und wurde der Feldherr eines Nationalstaates. Er half diesen selbst mit schaffen mit feurigem Bemühen und blieb doch dabei auch ein Weltbürger im vollen Sinne des achtzehnten Jahrhunderts. Er war ein Aristokrat und ein Demokrat, ein Fürstendiener der alten Monarchie und ein Stück Revolutionär zugleich. Er vermochte wie keiner, von dem „ganzen Zauber" zu sprechen, den die „Fürsten der Erde" in ihre freundlichen Worte oder in ihren Zorn legen konnten. „Wie so mancher von uns," rief er seinem Könige in den Bedrängnissen von 1811 zu, „der mit Bekümmernis auf den wankenden Thron blickt, würde eine ruhige, glückliche Lage in stiller Abgezogenheit finden können . . . aber die Bande der Geburt, der Zuneigung, der Dankbarkeit fesseln ihn an seinen alten Herrn;

Autogramm des Freiherrn vom Stein.
Original im Königl. Geh. Staats-Archiv. (Zu Seite 74.)

mit ihm will er leben und fallen." Er nannte das Poesie, und zwar von der edelsten Art und sagte: „Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie, keine Herzenserhebung ohne poetische Stimmung." Achtet man auf jeden einzelnen dieser Begriffe und auf seinen historischen Boden, so sieht man in die ganze weite Landschaft des deutschen Gefühls- und Geisteslebens des achtzehnten Jahrhunderts hinaus. Das Mannigfaltigste aus ihm, von patriarchalischer Gesinnung bis zur Wertherempfindung, ist hier vereinigt, selbst das Triviale und Sentimentale, das ihm doch auch reichlich anhaftete, blickt vergeistigt noch mit durch. Aber diese innige und anscheinend so unbedingte Hingabe an den Fürsten, die er mit den herrlichsten Mächten des Lebens, mit Religion und Poesie, begründete, war zugleich und eben dadurch auch die Hingabe des freien Individuums des achtzehnten Jahrhunderts, das seine Souveränität dabei nicht aufgab. Wir werden ihn noch in Tagen sehen, wo er sie kraftvoll geltend machte gegenüber den alten Fürstengeschlechtern; aber auch da, wo er sich nur als ihr treuer Diener fühlte, griff er zu Waffen, die, wie er selbst einräumte, dem „Zeughause der Revolution" entnommen waren. Er fand auch, wie kaum ein anderer, unter den preußischen Reformern Worte der bewundernden Anerkennung für die französische Revolution,



Abb. 38. Karl Wilhelm Freiherr von Schrötter. (Zu Seite 88.)

die man wohl benutzt hat, um deren Einfluß auf die preußische Reformzeit überhaupt nachzuweisen. Aber man muß dann gleich hinzusetzen, daß Gneisenau auch zu den Ideen der französischen Revolution sich innerlich frei und unabhängig verhalten hat. Er stand nicht im Banne ihrer Theorien, sondern er schätzte vor allem, darin Scharnhorst gleich, die gewaltige Kraft, die sie entwickelt hatte und die sie nach seiner Meinung vor allem dadurch entwickelt hatte, daß sie dem starken und bedeutenden Menschen, dem „Genie von gemeiner Herkunft“ freie Bahn eröffnete. In diesem Sinne hielt er seinem Staate das Beispiel des siegreichen Frankreichs vor: „Welche unendliche Kräfte schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und unbenutzt! In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen. Währenddem ein Reich in seiner Schwäche und Schmach vergeht, folgt vielleicht in seinem elendesten Dorfe ein Cäsar dem Pfluge, und ein Epaminondas nährt sich karg von dem Ertrage der Arbeit seiner Hände.“ Sein eigenes Schicksal malte er in diesen Worten. Auch seine Flügel waren vor 1806 durch die tiefen Verhältnisse gelähmt worden, und er hatte das schwer empfunden. Aus persönlichstem Lebensbedürfnis heraus also stellte er seine allgemeinen Forderungen. Jeder der großen Reformer hat ja einen ihm eigentümlichen Reformgedanken, eine stärkste und persönlichste Wurzel des Handelns. Jeder unternahm im Grunde den Versuch, sein Ich zur Welt zu erweitern. Gneisenau tat es dadurch, daß er jetzt freieren Flügelschlag für alle, die dessen fähig waren, forderte. Man begreift es nun, mit welcher gespannten und leidenschaftlichen Teilnahme sein Auge an der Erscheinung



Abb. 39. Friedrich Leopold Freiherr von Schrötter.
Stich von Bollinger nach J. H. Schröder. (Zu Seite 86 u. 88.)

Napoleons hing, den er den größten Menschen aus der Mitte eines großen Volkes und den er zugleich auch seinen eigenen Lehrmeister in Krieg und Politik nannte. Er haßte ihn als den Unterdrücker der Freiheit und bewunderte ihn zugleich als die große Kraft, die auf dem Boden der Freiheit gewachsen war. Gegen diesen Bonaparte wünschte er sich recht eigentlich einen Gegenbonaparte, ihm gleich an der großen Macht des Wesens und darin, daß er als ein Sohn des Glückes und der Freiheit aus dem Volke emporstiege und dessen gesamte Kräfte entfessele und führe. Man bekämpfe den Tyrannen, sagte er 1808, mit seinen eigenen Waffen und stelle entschlossene Menschen an die Spitze der Truppen. Immer hört man in solchen Worten sein eigenes Herz verlangend klopfen und seiner Zukunft ahnungsvoll entgegenschlagen. Als Verteidiger von Kolberg hatte er 1807 auf einem kleinen Schauplatze an sich erfahren, daß er die unerschöpflichen Hilfsmittel eines großen Feldherrn in sich trug, und die Befreiungskriege von 1813 bis 1815 führten ihn dann wirklich auf die Höhe des einzigen ebenbürtigen Feldherrn, den Napoleon im Lager der Verbündeten fand. Es waren Anlagen in ihm, die ihn noch weiter auf der Bahn, die Napoleon gegangen war, hätten führen können. Im Sommer 1813 warf seine Freundin Amalie von Beguelin die bedenkliche Frage auf: „Ginge es ihm wie Napoleon, würde er in zwanzig Jahren viel besser sein?" Sie glaubte einen immensen Ehrgeiz in ihm wahrzunehmen, der die großen Ideen, die ihn beseelten, verdunkeln könnte, und Gneisenau war auch ein Mann, der eine unsichtbare Königskrone auf seinem Haupte trug. Das darf man leise andeuten, aber nicht vergessen, daß das damalige Deutschland und das damalige Preußen selbst in diesen Jahren mannigfacher und flüssiger Möglichkeiten Schranken genug noch hatten gegen den Ehrgeiz eines gewaltigen Emporkömmlings. Und Gneisenau war auch Manns genug, sich selbst zu beschränken und sein eigenes Lebensziel nur zu suchen innerhalb seines Volkes und dessen sittlicher und geistiger Ideale. Er konnte auf das Radikalste und Verwegenste sinnen, um diesem Volke seine Freiheit und Selbständigkeit wiederzuerobern, aber dem furchtbaren Gewitter sollte dann auch der Segen eines freien Nationallebens und einer aufrichtigen Eintracht zwischen Völkern und Fürsten folgen. So träumte sein Geist oft von Sturm und Frieden zugleich, weil er hier wie dort ein Element fand, in dem er leben konnte. Das unterschied ihn aufs tiefste von seinem großen Gegner Bonaparte, der nur in der Luft des Sturmes und Krieges atmen konnte. Während Bonaparte die durch die Revolution

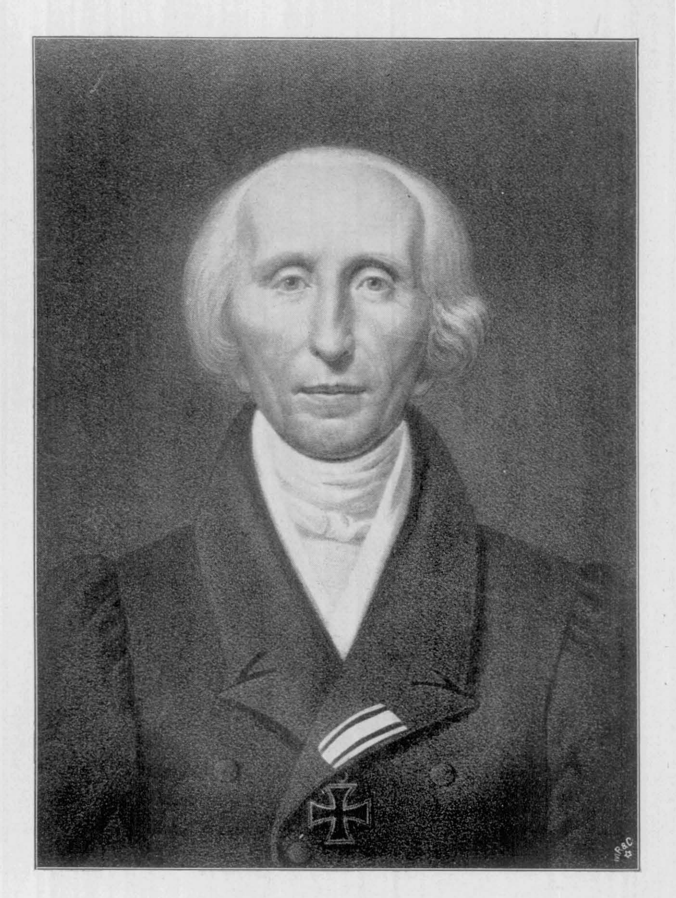


Abb. 40. Johann Gottfried Frey. Lithographie von Werner. (Zu Seite 79.)

geweckte Nationalkraft nur als Mittel für die Zwecke seines ungeheuren Ichs verwandte und den Interessen seiner Nation nur soweit diente, als die Natur seines Kampfes ihn dazu zwang, war Gneisenau ihm gegenüber, historisch gesehen, der Vorkämpfer freier Individualität und freier Nationalität zugleich. Ihn beglückte das Idealbild, daß aus demselben Deutschland, in dem einst die religiöse Freiheit aufgeblüht war, die politische Freiheit zugleich mit der Veredlung der Völker ausgehen könne und daß Preußens Dynastie und Staat sie ihnen übermitteln werde. So träumte er, nicht eigentlich als Staatsmann oder Preuße, sondern als Mensch und als Deutscher. Seine Gedanken über Politik und Verfassung hatten mehr Glanz und Farbe als feste Umrisse, und Preußen war nicht sein angestammtes und wurzelhaftes, sondern, wie er es mit unbewußter Bedeutung einmal verriet, sein „selbstgewähltes" Vaterland. Innerlich frei und autonom stellte er sich auch ihm, als es 1812 seine Mission zu verkennen schien, gegenüber und war imstande, mit Fichteschem Weltbürgertum den Gedanken zu fassen, sich fortan dahin zu wenden, wo Licht sei und Nacht. Stärker und naturhafter als sein preußisches, war sein deutsches Gefühl, aber auch dieses verrät dem Kundigen seine Herkunft aus dem geistigen Boden des achtzehnten Jahrhunderts auf Schritt und Tritt. Der Überflieger Geist schaute so auch in ihm über die Schranken des Staates und der Nation hinaus, aber die Gunst des Schicksals und sein eigenes Gewissen banden seine Mannes- und Heldenkraft an sie fest. Beides aber, die Freiheit wie die Beschränkung, waren nötig, damit seine geschichtliche Erscheinung ihre eigentümliche leuchtende Größe erhalten konnte.

In naiver Genialität fand er den richtigen Weg und beschränkte den freien Geist durch die Erfordernisse des Staats- und Nationallebens. Auf andere Weise fand ihn Carl von Clausewitz (Abb. 35), der große Kriegstheoretiker, der verständnisvollste Freund und Geistesgenosse Scharnhorsts und Gneisenaus in diesen Jahren. Sein unmittelbarer Anteil an der Reform und an der Kriegführung war, da ihn der Zufall in ungünstigen Stellen ließ, nicht so sehr groß, aber er wurde der große Lehrer, der das militärische Vermächtnis des ganzen Zeitalters der Befreiungskriege den nachkommenden Generationen vermittelt hat und aus dessen Schriften die Heerführer von 1866 und 1870 gelernt haben. Das Straffe und Konzentrierte, das Feurige zugleich und an sich Haltende, das rationell Kühne, das diesen eigen ist, findet man schon bei ihm. Er mutet weitaus am modernsten an unter den Köpfen der Reformzeit, obgleich auch seine Bildung die unverkennbaren Züge der klassischen und philosophischen Zeit trägt. Seine Gedanken gingen wie auf einer festen Brücke hinüber von dem philosophischen Geiste des achtzehnten Jahrhunderts, der durch den Schein der Dinge hindurchdrang zu ihrem geistigen Hintergrunde, zu dem realistischen Sinne des neunzehnten Jahrhunderts, der doch auch die Scheinwerte des Lebens durch die wirksamen und entscheidenden Kräfte ersetzen will. Sein scharfer dialektischer Verstand war geschult durch die Philosophie seiner Zeit, er hatte von ihr die furchtlose Kritik und den konstruktiven Sinn für große Zusammenhänge, er wußte auch das von ihr, daß es der Geist ist, der die Dinge schafft, aber während jene immer mehr dem schaffenden Geiste als den geschaffenen Dingen zugekehrt blieb, nahm sein Denken von vornherein eine Richtung auf das Reale, auf die Tatsachen des wirklichen Lebens um ihn herum. Seine Urteile über politische und soziale Zustände, über die Charaktere der Menschen und der Nationen, über die Fragen des Kriegswesens vor allem, sind immer packende Griffe einer festen und zugleich gestaltenden Hand. Sein Wirklichkeitssinn bewahrte ihn vor den Illusionen der Theoretiker, sein philosophischer Geist vor der Kurzsichtigkeit und Oberflächlichkeit der reinen Tatsachenmenschen. Alles aber, was er ergriff, adelte er durch das Feuer einer ungewöhnlich stolzen Seele, deren Eigenstes es war, zugleich hoch zu streben und opferwillig sich darzubringen. Und mit vollem und klarem Bewußtsein engte er nun auch die Ideale seines freien und starken Geistes ein. Aus der weltbürgerlichen Weite und der individualistischen Unabhängigkeit, die auch ihm nicht fremd geblieben waren, schritt er getrost auf den begrenzten Boden des Staates und der Nation hinüber. Mir erscheint es, sagte er 1807, immer als Egoismus, wenn der Mann auf seinen Menschenwert so stolz



Abb. 41. Heinrich Theodor von Schön.
Stich von Friedrich Bolt nach dem Gemälde von Carl Müller. (Zu Seite 76 u. 86.)

ist, daß er darüber den Wert als Staatsbürger mit Gleichgültigkeit betrachten kann. Und so erklärte er Vaterland und Nationalehre für die beiden Erdengötter, denen er dienen wolle und müsse. Er wußte, was er aufgab. Wenn er den Deutschen mit dem Franzosen verglich, so bemerkte er wohl, daß dieser deswegen ein besserer Staatsbürger und ein tauglicheres politisches Instrument sei, weil er als Individuum einförmiger und flacher sei wie jener und daß der höhere Flug des Deutschen ihn zugleich widerstrebender mache gegen die irdischen Fesseln des Staates. Er machte es sich ferner klar, daß der Staat keineswegs nur der reinen Tugend und Vernunft leben könne, sondern daß er der Vorurteile, der Leidenschaften und selbst der Schwächen der Menschen geradezu bedürfe. Mancher seiner Zeitgenossen, die mit ihm den Schritt vom Geiste zum Staate machten, würde wohl gezaudert haben, wenn er so wie er, das Staatsleben in seiner wahren, nicht immer schönen und sauberen Gestalt geschaut hätte. Ihn schreckte es nicht ab, weil er schon wußte, wie das wirkliche Leben beschaffen war und daß Geist und Materie nun einmal nicht zu trennen sind. Ohne Illusionen weihte er sich dem Staate, aber deshalb nicht etwa ohne Leidenschaft, denn er konnte nicht nur denken, sondern auch hassen und lieben. Er haßte die Fremdherrschaft und liebte sein Vaterland mit



Abb. 42. Ludwig Freiherr von Vincke.
Stich von H. Sagert nach dem Gemälde von Voser. (Zu Seite 76.)

einer tiefen, ursprünglichen Neigung und erkannte die Pflicht, ihm alle seine Kräfte jetzt zu widmen, als eine menschlich erste und unabweisbare an. Hochmenschlich und hochpolitisch, um wieder mit Arndt zu reden, war sein Entschluß, die freie Menschlichkeit fortan zu binden durch die Pflichten des Staatsbürgers. Und darum ist dieser Entschluß historisch so wertvoll und lehrreich, weil er unter der höchsten Spannung und Aktion der inneren Kräfte erfolgte. Als ein Wissender und Sehender brachte er das Opfer der individualistischen Freiheit, im hellen Lichte des Bewußtseins und der Vernunft vertraute er sich den stärkeren, urmenschlichen Trieben an, die in seiner Seele wurzelten und ihn an die heimische Scholle, an die Volksgemeinschaft und an den von den Vätern überkommenen Staat banden.

Stärker und unbedingter schloß er sich dem preußischen Staate an, als Stein, Gneisenau und Scharnhorst. Es kam doch zur Geltung, daß diese Zugewanderte, er aber geborener Preuße war. Aber man begreift es auch, daß er im Preußentum nicht schlechthin aufgehen konnte. Für Preußen jetzt zu kämpfen, hieß ihm auch für Deutschland und für die europäische Menschheit kämpfen, und schwerer und heiliger erschien ihm die Pflicht, an die der Name Deutscher mahnte, als die Pflicht, nur für Preußens Existenz zu sorgen. So sagte und handelte er selbst, als diese Pflichten kollidierten. So ging im letzten Grunde auch sein Lebensideal über die Grenzen dieses Staates hinaus.

Einen aber gab es unter den Männern der Reform, der nirgends als in Preußen sein Heil suchen wollte und ihm mit ganzer Seele verschrieben war: Boyen, der Mitarbeiter Scharnhorsts an der Heeresreform, der militärische Berater des Königs in der Krisis von 1811, der spätere Kriegsminister und Organisator der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen (Abb. 36, 37). Er, der „Stille, Bescheidene, Feste“, wie ihn Arndt nennt, hatte schon als Jüngling in seinem ostpreußischen Garnisonleben die Pietät gegen Friedrich den Großen und den preußischen Staat mit den neuen sittlichen Freiheitsgedanken, die er aus Kants Munde und Schriften in sich aufgenommen hatte, vereinigen zu können geglaubt. Er konnte es, weil ihm Freiheit zugleich immer innere Hingabe an das Ganze bedeutete und weil ihm der Staat als Erzieher zur Freiheit galt, insbesondere aber der preußische Staat auf das Prinzip geistiger Lebendigkeit und religiöser Toleranz gegründet schien. Humanitätsideal und Preußentum verschlangen sich in ihm aufs innigste. Das Unhumane in den Institutionen des fridericianischen Preußens beirrte ihn nicht in dem Glauben an seinen Staat. Niemals begehrte er gegen ihn auf, niemals wurde er ihm

auch nur in Gedanken untreu, denn er lebte der frohen Zuversicht, daß das Menschengeschlecht stetig fortschreite und daß das Dunkel dem Lichte schon weichen werde. Diese Zuversicht, die aus dem optimistischen Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts her stammte, war aber zugleich bei ihm Aufgabe, Handlung und Opfer für die große Sache der Veredlung und Versittlichung des Staates und der Bürger, und der grübelnde Gedankenspinner, der alles Leben im Staate in oft wunderlicher Weise nach seinen Grundsätzen regulieren und dirigieren wollte, war zugleich ein unermüdlicher Arbeiter und Geschäftsmann und ein unerschrockener Kämpfer. Wohl fehlte ihm das Elementare und das interessant Problematische, das seinen größeren Freunden zum Teil eignete, aber niemand übertraf ihn in der intensiven Verschmelzung ethischer Ideale und politischer Bedürfnisse und in der Wärme und Festigkeit, mit der er den einen wie den anderen diente. Unausgesetzt dichtete und trachtete er, in dem Verhältnis des Staates zum Volke die Triebfedern der nur äußerlichen Gewalt, des Egoismus und der Sonderinteressen zu ersetzen durch die der Gerechtigkeit, Freiwilligkeit, des Ehrgefühls, der Vaterlands- und Nächstenliebe, aber er tat es ohne sentimentale Weichlichkeit, denn wehrhaft und aufrecht sollte der Preuße immer dastehen. Und für die Macht- und Lebensinteressen seines Staates in Deutschland und Europa konnte er sogar mit einem höchst gesunden realistischen Egoismus eintreten, den er deswegen mit seinen ethischen Überzeugungen zu vereinigen vermochte, weil er in dem Steigen und Sinken der Staaten und in den Erfolgen ihrer Machtkämpfe immer die Wirkung ihrer inneren moralischen Kräfte erblickte. So galten ihm die Staaten auch als lebendige Wesen für sich, die ihre bestimmten geistigen Aufgaben zu lösen haben im Rahmen der gesamten Menschheitsentwicklung, und es ist ein schöner und anziehender Anblick, wie er sich nun selbst ganz durchdrang mit dem, was er für Preußens hohe Mission und Lebensprinzip hielt, wie fast jedes seiner Worte und Handlungen dadurch seine Farbe erhält. In dieser Auffassung gab es keinen Widerspruch und keine Reibung zwischen Macht und Geist, zwischen Staat, Menschheit und Individuum. Hier überflog der Geist den Staat nur insofern, als er Übergroßes von ihm erwartete und ihn in einem zu idealen Lichte sah.

So verschieden und mannigfaltig also waren die Männer beschaffen, die den preußischen Staat reformierten, eine solche Überfülle von individuellem Geist und Ideal strömte jetzt über ihn herein. Es ist dem Nachlebenden von vornherein klar, daß das Gefäß zu klein war für den Reichtum der Gedanken und Absichten, mit denen man es füllen wollte. Es war nicht möglich, daß diese starken und eigenwüchsigen Individuen ganz und gar eingehen konnten auf die



Abb. 43. Karl Freiherr v. Altenstein.
Stich und Zeichnung von L. Buchhorn. (Zu Seite 75 u. 101.)

besonderen Bedürfnisse und Voraussetzungen des preußischen Staatslebens, es war ebensowenig möglich, daß der preußische Staat sich von seiner Vergangenheit gänzlich loslösen und sich zum Träger von Ideen machen konnte, die zum großen Teil auf einem unstaatlichen und unpreußischen Boden erwachsen waren. Waren die Reformer doch selbst nur zum kleineren Teile geborene Preußen. Es ist geradezu bezeichnend, daß in diesen Jahren der Reform die alten angesessenen brandenburgischen, pommerschen und ostpreußischen Adelsfamilien, aus denen Friedrich der Große die meisten seiner Diener entnahm, so stark zurücktraten. Auch Boyen und Clausewitz, beide aus kleinen Adelsfamilien stammend, die erst im achtzehnten Jahrhundert in den preußischen Heeresdienst hineingewachsen waren, gehörten diesem altständischen Adel nicht an, und ebensowenig kann man die Humboldts zu ihm rechnen.

So war es zu erwarten, daß dieselben altständischen Elemente, die einst gegen ihren Landesfürsten den Kampf um den Indigenat geführt hatten, auch dieser neuen Invasion landfremder, unpreußischer Leute entgegenwirken würden. Aber auch nach seinen inneren Voraussetzungen mußte das Bündnis zwischen Staat und Geist, wenn es jetzt erstrebt wurde, unvollkommen ausfallen, weil keiner der Verbündeten sein eigenstes Selbst ganz verleugnen konnte. Deswegen ist die Geschichte der preußischen Reformzeit die Geschichte einer höchst fragmentarischen und vielfach disharmonischen Staatsreform. Um sie dennoch recht zu würdigen, wird man sich nicht mit der Entschuldigung begnügen dürfen, daß alles menschliche Schaffen Stückwerk ist. Man muß sich klar machen, daß es die höchste, aber auch die schwerste Aufgabe der modernen Gesamtkultur ist, die unveräußerlichen Rechte des Individuums und die sittlich-geistigen Ideale der Menschheit mit den harten und unbiegsamen Ansprüchen des von Natur egoistischen und herrischen Staates in Einklang zu bringen. Wenn Frankreich zu Beginn der Revolution es versucht hatte, dies Problem zu lösen durch Unterwerfung des Staates unter die Postulate der Menschenrechte, so erfuhr es gar bald den furchtbarsten Rückschlag, und die Wiederaufrichtung einer noch despotischeren Staatsgewalt vernichtete einen großen Teil der Ideale von 1789. Auch dem preußischen Reformwerke sind Rückschläge nicht erspart geblieben, aber vielleicht war die Berührung zwischen Staat und Geist in ihm eben deswegen intensiver und dauerhafter, weil keiner es vermochte, den anderen auch nur vorübergehend ganz zu bezwingen. Zwei Starke rangen miteinander, keiner siegte ganz, aber jeder nahm vom anderen dabei so viel in sich auf und steigerte sich selbst dadurch in einem Maße, daß er wünschen durfte, den Versuch der Ausgleichung und Versöhnung zu erneuern. Wenden wir uns jetzt der sachlichen Seite dieses Kampfes zu.



Abb. 44. Graf zu Dohna-Schlobitten.
Stich von Auguste Hüssener. (Zu Seite 75.)

V.

Die Reform.

Als man nach den Unglücksschlägen von 1806 und 1807 an die Wiederaufrichtung des Staatswesens ging, gab es keine geschlossene politische Partei im Lande, die in der



Abb. 45. Generalleutnant F. A. L. v. d. Marwitz. (Zu Seite 99.)

Lage gewesen wäre, ein fertiges Reformprogramm zu empfehlen und durchzusetzen. Die Führer der geistigen Bewegung in den höheren Schichten der Nation, die vor und nach 1806 zum preußischen Staate hindrängte, waren Denker und nicht Parteihäupter, und was sie boten, waren hohe Ideen und nicht brauchbare Gesetzentwürfe. Diese zu liefern war, wie im alten Staate, Sache der vom Könige damit beauftragten höheren Beamten und Offiziere, und ihre Annahme hing ausschließlich vom Willen des Königs ab. Durch seine eigenen Organe also und in den Formen des bisherigen absolutistischen Regimes wurde die Reform des Staates vollzogen, durch Bureauarbeit, die der König sanktionierte. Aber die Beamten, die den König jetzt berieten, waren, wie wir sahen, mehr als bloße Beamte; sie gehörten nicht nur dem preußischen Staate, sondern auch dem geistigen Deutschland an und teilten dessen Ideale. Nicht eben deswegen hat der König sie nach

der Katastrophe berufen und die bisherigen, am Alten hängenden Ratgeber fallen lassen, sondern deswegen, weil sie ihm energischer und kräftiger erschienen als diese, weil sie die größere Entschlossenheit in der Wahrung der preußischen Ehre bewiesen und weil ihre höhere Begabung überhaupt in diesen Zeiten der Prüfung sich zeigte. So trug der König schon im November 1806 dem Freiherrn vom Stein das Ministerium des Auswärtigen an, als einem „denkenden, großer Konzeptionen fähigen Kopfe" und als einem Manne, der eben damals für die Fortführung des Krieges gegen Napoleon an Rußlands Seite tapfer eintrat. Aber Stein stellte Bedingungen, welche es zeigten, daß der König über Männer seiner Art nicht mehr einfach verfügen konnte, daß politische Ansprüche in diesen jetzt lebten, mit denen die alte absolute Monarchie sich auseinander zu setzen hatte. Stein forderte die Abschaffung der bisherigen Kabinettsregierung und Ersetzung durch eine Ministerialregierung, so daß die zum Ministerkonseil vereinigten Minister fortan in unmittelbare Verbindung mit dem Könige treten und die wesentlichen Entscheidungen des Königs nicht mehr in seinem Kabinett, sondern im Ministerrat erfolgen sollten. Man sagt nicht zu viel, wenn man das Vorgehen Steins eine Revolution des höheren Beamtentums gegen den bisherigen autokratischen Absolutismus nennt und einen ersten vorbereitenden Schritt vom absoluten zum konstitutionellen Königtum in ihm sieht. Stein vermißte in der bisherigen Stellung der Minister die Selbständigkeit und fand, daß ihr Ehr- und Pflichtgefühl unterdrückt wurde. So lehnte sich in ihm die politisch mündig gewordene Persönlichkeit auf und forderte zunächst eine Art Emanzipation der obersten Spitzen der Verwaltung.

Nach altpreußischen Begriffen war die Forderung Steins und die Art, wie er die nur halben Zugeständnisse des Königs behandelte, unerhört. Als einen „widerspenstigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener" ließ ihn der König Anfang Januar 1807 ziehen. Aber so groß war das Ansehen, das Stein in der öffentlichen Meinung schon besaß, daß der König ihn nach dem Tilsiter Frieden, merkwürdigerweise auch durch Napoleon auf ihn hingewiesen, von neuem berief und ihn an die Spitze der Verwaltung stellte. Am 1. Oktober 1807 trat er in Memel wieder vor die Augen des Königs. Wenig mehr als ein Jahr, bis zum 24. November 1808, dauerte sein Ministerium, aber von diesem Jahre zehrte die ganze preußisch-deutsche Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Von dieser schöpferischen Epoche gingen Einrichtungen und Impulse aus, die noch heute lebendig nachwirken.

Und doch hat Stein bei weitem nicht alles durchgesetzt, was er plante, und was er durchsetzte, ist auch durchaus nicht allein das Werk seines Geistes und war auch nicht durchweg so beschaffen, daß nicht die bessernde Hand bald nötig wurde. Es gibt eben Leistungen und Persönlichkeiten, die viel mehr bedeuten, als sich unmittelbar von ihnen ablesen läßt, es gibt Fragmente, die, um als ein Großes und Ganzes zu wirken, niemals ein Ganzes sein brauchten. Das Epochemachende seiner Gesetzgebung bestand zunächst schon in dem Beweise, den sie lieferte, daß der fridericianische Staat trotz seiner singulären Struktur und trotz seiner Künstlichkeit ein lebensfähiges Gebilde war, das sich verjüngen und um- und fortbilden ließ in ganz neuer Richtung, auch trotz seiner enormen politischen Schwächung und Reduzierung auf die Hälfte seines bisherigen Besitzes. Gewiß war diese Reduzierung zum Teil auch eine Befreiung von hinderndem Ballast, da Preußen jetzt die heterogenen polnischen Provinzen Süd- und Neuostpreußen verlor und das ihm Gebliebene fast durchweg aus Kernprovinzen bestand. Aber wie ohnmächtig stand es jetzt zunächst in Europa da, wie furchtbar war das stärkste Organ des Staates, das Heer, mitgenommen. Damit war der unmittelbare Boden, auf dem der Staat ruhte und dem seine Hauptarbeit während des achtzehnten Jahrhunderts gegolten hatte, getroffen. Wenn es trotzdem jetzt gelang, neue und andersartige Grundlagen ihm zu schaffen, so mußte noch ein tieferer und geistigerer Boden darunter liegen, der den Staat trug und ihn instand setzte, das Neue auszuhalten und in sich aufzunehmen. Das heißt, auch Friedrich der Große und sein Vater hatten schon mehr geschaffen, als sich aus ihren Institutionen unmittelbar ablesen ließ. Sie hatten die Ansätze zu einer wirklichen preußischen Nation hinterlassen, an die sich die Reformtätigkeit Steins wenden konnte.

Diese zu emanzipieren aus den Fesseln des absolutistischen Beamtenstaates und zu freier sittlicher Tätigkeit für das Gemeinwohl zu erziehen, war das Ziel seiner Reformen. Selbst die Reform der Zentralverwaltung, die er betrieb, stand unter diesem Zeichen. Wenn es ihm gelang, die Minister zu selbständigen, verantwortlichen Staatsmännern zu erheben, so waren sie fortan nicht mehr ausschließlich dienende Organe des Königs, sondern zugleich auch Organe der Gesamtheit, der Nation. Sieht man auf den äußeren Erfolg, so ist ihm freilich schon diese erste seiner großen Forderungen nur halb gelungen. Der Nebenregierung der Kabinettsräte machte er zwar jetzt ein Ende, aber der Gedanke, daß der König nun in unmittelbarer persönlicher Verbindung mit dem Ministerrate regieren werde, scheiterte an der Persönlichkeit des Königs, der die geistige Kraft, die dazu gehörte, nun einmal nicht besaß und instinktiv nach einer starken Hand verlangte, an die er sich halten könne. So wurde Stein der überragende Premierminister, so ließ sich, nach der kurzen Zwischenzeit des Ministeriums Altenstein (Abb. 43)-Dohna (Abb. 44), Hardenberg, der den König besser zu nehmen verstand wie Stein, im Sommer 1810 zum leitenden Staatskanzler ernennen. Und man möchte wohl vermuten, daß auch das Beispiel des napoleonischen Zäsarismus es nahe legte und darauf hindrängte, eine starke Persönlichkeit in das Zentrum des Staates zu stellen. So war für die preußische Monarchie in ihrer damaligen Lage die Regierung durch Premierminister eine vielleicht unentbehrliche Waffe im Kampfe ums Dasein. Das Ziel, auch den übrigen Ministern und Verwaltungschefs einen selbständigen und würdigen Wirkungskreis zu geben und sie an lebendiges, kollegiales Zusammenwirken zu gewöhnen, hat Stein darum nicht aufgegeben und in den letzten Monaten seines Ministeriums schließlich schön verwirklichen können durch die „Generalkonferenz“, die zwar eine nur kurze, aber intensive gesetzgeberische Tätigkeit unter seiner Leitung entfaltete und eine Idee von dem gab, was Stein von einem „Staatsrate“ erhoffte.



Abb. 46. B. G. Niebuhr.
Steinzeichnung von J. Neußer. (Zu Seite 101.)

Auch dadurch wurden die Minister etwas wesentlich anderes als früher, daß jetzt die Abgrenzung ihrer Geschäfte nach Provinzen beseitigt wurde und jeder Minister einen sachlichen Verwaltungszweig für die ganze Monarchie zu verwalten hatte. So hatte es Stein schon im April 1806 verlangt und so trat es, verzögert durch die lange Okkupation der preußischen Provinzen, seit Ende des Jahres 1808 in das Leben. Fünf Fachministerien sollten danach sein: Für das Innere, für die Finanzen, für das Auswärtige, den Krieg und die Justiz. Die früheren Provinzialminister vertraten die einzelnen Teile eines zusammengesetzten Staatswesens, die neuen Realminister entsprangen

der Idee des Einheitsstaates und wurden dadurch auf einen freieren und höheren Standpunkt geführt.

In der Schaffung der Fachministerien hatte Stein das Vorbild Frankreichs vor Augen. In der Art aber, wie er sie, einem Vorschlage Altensteins folgend, mit der Provinzialverwaltung verknüpfte, lebte eine ältere preußische Einrichtung, wenn auch wesentlich umgebildet, wieder auf. Das waren die Oberpräsidenten, wie ihrer Stein selbst einer bis 1804 gewesen war, — früher waren sie Chefs mehrerer Kammern einer Provinz, jetzt sollten sie ständige Kommissare des Gesamtministeriums sein, die innerhalb ihrer Provinzen für den nötigen Kontakt zwischen Zentralregierung und Provinzialverwaltungsbehörden zu sorgen hatten. Diese Einrichtung, die während der eigentlichen Reformzeit nur vorübergehend und definitiv erst 1815 verwirklicht wurde, hatte ihre starken und schwachen Seiten. Frische und regsame Persönlichkeiten, die das Amt bekleideten, konnten, wie die Erfahrung später an dem Beispiel Vinckes (Abb. 41) für Westfalen und Schöns (Abb. 42) für Preußen zeigte, wahrhafte Väter ihrer Provinz und Staatsmänner werden, die für den Gesamtstaat und die Provinz zugleich lebten. Zugleich aber konnte das Amt des Oberpräsidenten auch zu einer überflüssigen Zwischeninstanz entarten, wenn es mehr bureaukratisch und weniger persönlich aufgefaßt wurde. Höchst entwicklungsfähig aber wurden sie vor allem dadurch, daß ihnen die Aufsicht über die ständischen Verfassungen der Provinzen und die Vertretung des Staates in den Ständeversammlungen übertragen wurde. Das brachte sie in einen innigen Zusammenhang mit den Wünschen und Interessen der Bevölkerung. Sie traten damit, wie das die spätere Entwicklung bis auf die jüngste Zeit gelehrt hat, dem Leben der Nation näher, als die eigentlichen Verwaltungsbehörden der Provinzen, die „Regierungen“, zu denen jetzt die alten Kriegs- und Domänenkammern umgestaltet wurden.



Abb. 47. Stich von H. Sagert nach einer Miniature.
(Zu Seite 101 u. 112.)

Auch diese wollte freilich Stein mit nationalem Leben erfüllen durch die Beigabe ständischer Deputierter, die Sitz und Stimme im Regierungskollegium erhalten und durch ihre Sach- und Ortskenntnis und durch ihr bodenwüchsiges Interesse für den Bezirk dem Formengeist der Beamten entgegenwirken sollten. Man sieht schon aus seiner Nassauer Denkschrift vom Juni 1807, daß er das für eine Grund- und Hauptreform hielt, um den „Gemeingeist und den Geist der Monarchie“ zu beleben. Und es war an sich geistreich und groß gedacht, wenn er so den neuen, strafferen, stärkeren Zentralbehörden eine mehr dezentralisierende Organisation der Provinzbehörden entgegenzustellen suchte. Je weniger Provinzialgeist, je mehr Einheitsstaat im Zentrum war, um so leichter und unbesorgter konnte man der Bevölkerung der einzelnen Provinzen einen Anteil an der Verwaltung ihrer Bezirke geben. Zentrale und provinziale Gewalten wurden sozusagen anders und besser geschieden und gruppiert als im alten Preußen.

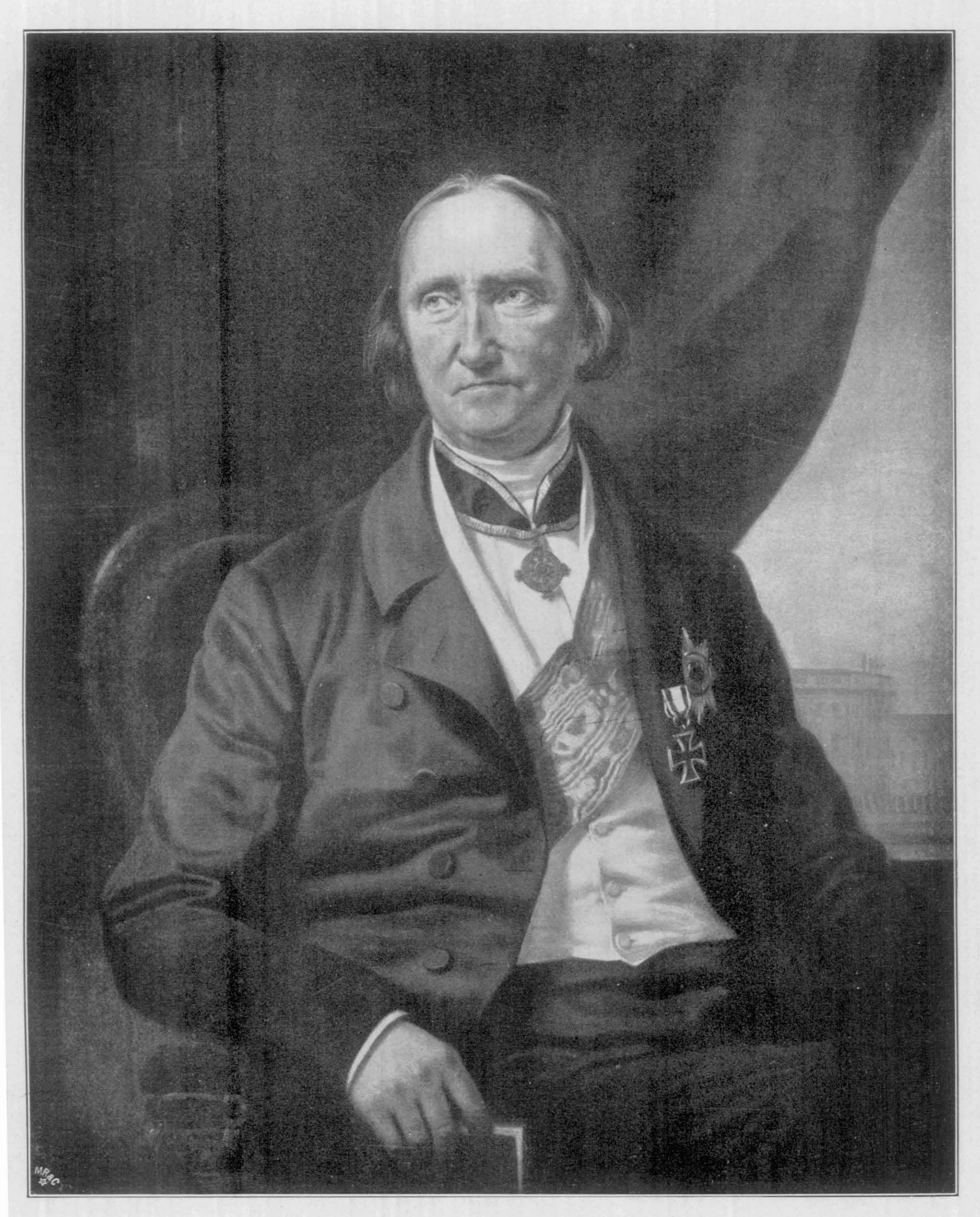


Abb. 48. Fr. Karl von Savigny. Gemälde von Franz Krüger.
Aus der Sammlung authentischer Bildnisse im Verlag der Photographischen Gesellschaft, Berlin. (Zu Seite 101.)

Gemeinsam sollte beiden sein, daß sie der kräftigen und selbständigen Persönlichkeit freieren Raum gäben zur Entfaltung ihres Könnens und Wissens. Die Emanzipation der Minister, der höchsten Spitzen des Berufsbeamtentums, und die Emanzipation der Landeseinsassen von dem Berufsbeamtentum entsprang derselben Grundidee. Aber so bedeutend und berechtigt diese war, so war doch das Mittel in diesem Falle falsch gewählt. Ständische Deputierte und Berufsbeamte waren zu disparate Elemente, um innerhalb derselben Behörde und einer Behörde, die doch schon ihre alten festen Traditionen hatte, erfolgreich miteinander arbeiten zu können. Es hieß neuen Wein in alte Schläuche gießen, und so ging die auch nur hier und da ausprobierte Einrichtung bald zugrunde. Der Gedanke selbst aber, schon für die Verwaltung der Provinzen das Laienelement heranzuziehen, ging nicht zugrunde, und für den neuen Wein hat man schließlich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts auch die richtigen neuen Gefäße geschaffen.

Eine weitere wichtige Frage bei der Organisation der Provinzialregierungen war, ob man das Beispiel der napoleonischen Präfekturverfassung nachahmen und den Regierungspräsidenten eine überragende Machtstellung gegenüber ihren Mitarbeitern geben oder bei der kollegialen Verfassung Altpreußens bleiben sollte. Schlagfertiger, aber auch despotischer war das Präfektursystem, während die kollegiale Beratung und Beschlußfassung größere Bürgschaften für eine besonnene, ruhige und milde Handhabung der Geschäfte bot, freilich auch zu kleinlichem Formalismus neigen konnte. Bei dieser Wahl zwischen der Scylla der bureaukratischen Willkür und der Charybdis der bureaukratischen Pedanterie entschied sich Stein für die letztere. Die Regierungen wurden, wie ihre Vorgänger, die Kriegs- und Domänenkammern, kollegialisch organisiert. Sicherlich geschah es auch deswegen, weil die ständischen Deputierten, die Stein den Regierungen beigeben wollte, als Untergebene eines Präfekten unter zu starkem Drucke gelebt haben würden.

Ein weiterer Schutz gegen Verwaltungswillkür wurde dadurch geschaffen, daß Justiz und Verwaltung geschieden wurden. Die Regierungen verloren die Rechtsprechung in Verwaltungssachen, die den Kammern früher in großem Umfange obgelegen hatte. Hier vollzog Stein nur, was im Zuge der Zeit lag, was Montesquieu und die französische Deklaration der Menschenrechte gefordert hatten, was selbst in den preußischen Reformversuchen vor 1806 schon für einzelne Provinzen geschehen war.

Unterhalb der Provinzialregierungen sollte nach Steins Idee die Bureaukratie aufhören und die reine Sphäre der Selbstverwaltung und der Wahlbeamten sich ausbreiten. Er konnte hier zunächst anknüpfen an die bisherigen Kreise mit ihren Landräten an der Spitze, die zugleich landesherrliche Beamte und Vertreter ihrer Kreisstände, von denen sie präsentiert wurden, waren. Aber diese Kreisstände der landrätlichen Kreise umfaßten in der Hauptsache nur die adligen Rittergutsbesitzer, während die Städte besondere steuerrätliche Kreise bildeten. Stein hatte nun die fruchtbare Idee, in den Kreistagen Vertreter der Städte und Landgemeinden mit den Rittergutsbesitzern zu vereinigen, den Landrat von ihnen wählen zu lassen und diesem nebst einigen beigeordneten Kreisdeputierten die Verwaltung der Kreisangelegenheiten zu übertragen. Innerhalb der Kreise sollten dann die städtischen und ländlichen Gemeinden sich selbst verwalten, nur im allgemeinen beaufsichtigt von den Provinzialregierungen. Es war nicht leicht, eine solche Reform der Kreisverfassung gegen den voraussichtlichen Widerstand des bisher privilegierten adligen Grundbesitzes durchzuführen. Aber man darf vermuten, daß seine Energie die Schwierigkeiten überwunden haben würde. Man sieht, was allein sein persönlicher Impuls für die Reformen bedeutete, wenn man wahrnimmt, daß gleich nach seinem Abgang diese Reform ins Stocken geriet. Kräftiger als Altenstein und Dohna packte dann Hardenberg das Problem an und gab durch das sogenannte Gendarmerieedikt vom 30. Juli 1812 eine Kreisverfassung, welche allerdings dem Einflusse und den bisherigen Rechten der Rittergutsbesitzer auf dem Lande einen schweren Stoß versetzte, aber auch den Selbstverwaltungsideen Steins untreu wurde. Der Kreisdirektor, der danach an die Spitze des Kreises zu treten hatte, sollte ohne Befragung der Kreisstände nur vom Staate ernannt werden, und seine Macht gegenüber den ihm beigeordneten Kreisdeputierten war so groß, daß sie sie in den Schatten stellte. Sie nahm zu viel

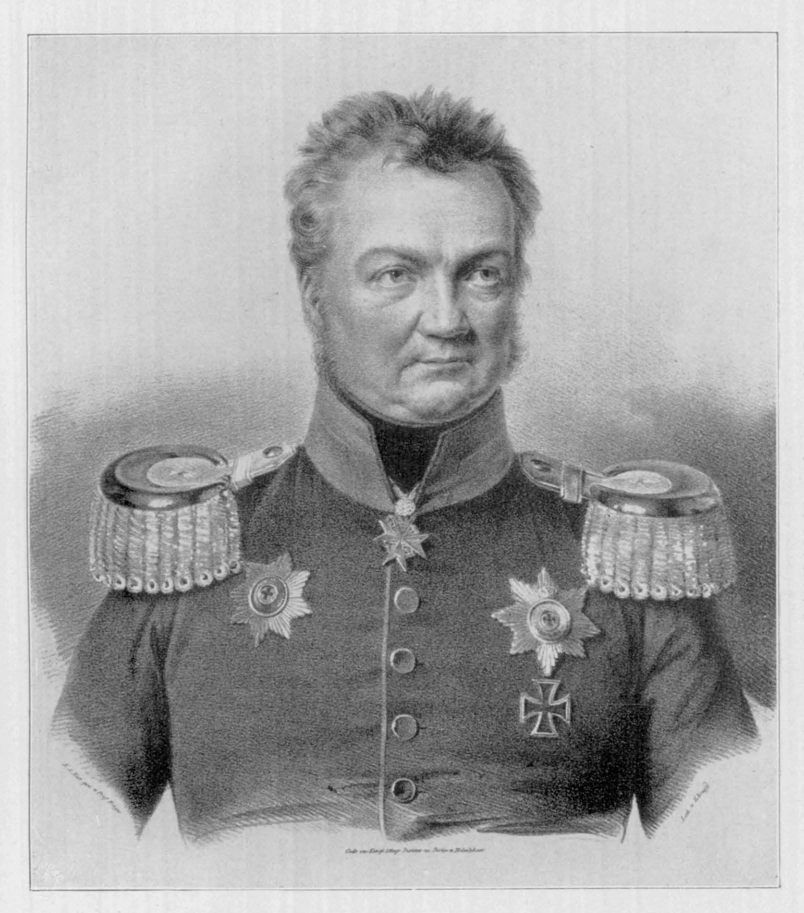


Abb. 49. Carl Wilhelm von Grolman.
Lithographie von E. Krafft nach F. Krüger. (Zu Seite 103 f.)

und gab zu wenig, sie ersetzte die Herrschaft der Privilegierten auf dem Lande durch die Herrschaft der Bureaukratie und rief dadurch eine solche Opposition hervor, daß man vorzog, sie nicht auszuführen. Dem geschmeidigen Hardenberg fiel es nicht schwer, auf die Ausführung selbst solcher Ideen zu verzichten, die seiner eigensten Staatsanschauung entsprachen, und sich in die Zeiten zu schicken. Staatsgewalt und Adelsgewalt vertrugen sich dann im Laufe der folgenden Jahrzehnte auf dem Gebiete der Kreisverfassung wieder, wie sie sich einst im ancien régime miteinander vertragen und geschont hatten, und so ist es zu einer Kreisordnung im Steinschen Geiste erst sehr spät, im Jahre 1872, gekommen.

Schonungsloser war die alte Staatsgewalt im achtzehnten Jahrhundert mit den Städten umgesprungen und hatte sie als einen leicht zu formenden Stoff behandelt, dessen Widerstand nichts bedeutete. Ebenso leicht konnte man sie deshalb aber auch jetzt umbilden und reformieren. Man konnte ihnen Freiheit oktroyieren, wie man ihnen früher Unfreiheit oktroyiert hatte. Und so ist die Städteordnung Steins, in der seine neue Staatsidee am kräftigsten verwirklicht wurde, im gewissen Sinne noch nach der Methode des alten Staates erlassen worden. Stein dachte wohl auch daran, die städtischen Stände um ihre eigene Meinung zu befragen, aber sein bedeutendster Mitarbeiter bei der Städteordnung, der Königsberger Polizeidirektor Frey (Abb. 40), wandte ein, daß man dann nur die Stimmführer der rückständigen, oligarchischen und zünftigen Interessen in den



Abb. 50. Friedrich Wilhelm Graf von Goetzen.
Aus dem Werk „Graf v. Goetzen“; Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin. (Zu Seite 103.)

Städten zu hören bekommen werde. Man müsse, sagte er bezeichnend, den jetzt unmündigen Kommunen den Weg, auf dem sie zur Mündigkeit gelangen könnten, vorzeichnen, ohne sie zu befragen, ob sie darauf zu wandeln Lust oder Vergnügen fänden. Die Freiheit als Vorschrift des Gesetzgebers, das war noch immer aufgeklärter Despotismus, aber er war notwendig und unvermeidlich, weil es ja noch keine politischen Parteien, noch keine nennenswerte Vertretung der Freiheitsforderungen in der Bevölkerung selbst gab. Das war der eigentümliche Zug der preußischen Reformzeit, daß man eine noch unpolitisch denkende Bevölkerung von Staats wegen zu politischer Freiheit erziehen wollte und mußte. Man kam nicht herum um das, was Wilhelm von Humboldt einst verabscheut hatte, daß der Staat selbst als Erzieher auftrat. Aber die geistige Reife derer, in deren Händen jetzt die Gesetzgebung lag, ersetzte die politische Reife derer, für die sie erlassen wurde. Indem man diesen in erster Linie nicht überspannte Freiheitsrechte, die gemißbraucht werden konnten, sondern Freiheitspflichten vor allem gab, indem man ihnen politische Arbeit näher legte als politische Ansprüche, überwand man die innere Schwierigkeit, um nicht zu sagen, den inneren Widerspruch, der in dem Unternehmen lag.

Stein und sein Mitarbeiter Frey hatten ein Beispiel vor Augen, von dem man viel lernen konnte: Die französische Munizipalordnung vom 14. Dezember 1789. Sie



Abb. 51. Kaiser Franz I.
Schabblatt von F. K. Tielker nach dem Gemälde von P. G. Stembucchi. (Zu Seite 114 u. 124.)

trafen mit ihr überein in dem Hauptwunsche, das Joch der staatlichen Bureaukratie, das auch auf den französischen Städten gelegen hatte, zu zerbrechen und die Besorgung der städtischen Angelegenheiten, die Verwaltung des städtischen Vermögens und Einkommens den von der Bürgerschaft selbst gewählten Organen zu übertragen. Und da der organisatorische Verstand der Franzosen und ihr Sinn für klare und rationelle Gliederung sich auch in ihrer revolutionären Gesetzgebung nicht verleugneten, so konnten Stein und Frey auch eine Reihe brauchbarer Einzelbestimmungen aus ihr entlehnen. Gewiß hat auch ganz allgemein die radikale Kraft, die aus dem französischen Vorbilde wehte, die preußischen Gesetzgeber zu ähnlicher Entschlossenheit, ganze Arbeit zu leisten, mit angetrieben. Aber sie standen zugleich auf zu festem geschichtlichen Boden, um sich von ihr zu weit fortreißen zu lassen. Einen Grundgedanken des französischen Gesetzes mußten sie verwerfen, weil sie von anderem Ausgangspunkte aus arbeiteten. Das französische Gesetz beruhte auf dem Grundsatze der politischen Souveränität der Gesamtnation, der gegenüber alle anderen Gewalten im Staate nur als abgeleitet und als dienende Organe galten. Die munizipale Freiheit, die es den Städten schenkte, schenkte es nicht den Städten als eigenartigen politischen Gebilden, sondern den Teilen der Nation, die diese Städte bewohnten. Die Stadt war danach nichts weiter als ein administratives Zwischenglied zwischen der breiten Basis der Nation und dem Extrakte des nationalen Gesamtwillens, der in der Volksvertretung und der von dieser bestimmten Regierung zum Ausdruck kam, — ein Querschnitt durch eine regelrechte Pyramide. Deswegen war sie bei aller ihr gewährten Freiheit doch zugleich unfrei und abhängig nach unten wie nach oben hin. Die gewählten Obrigkeiten der Stadt mußten sich, wenn ein Bruchteil der Bürger es verlangte, die Berufung der Gesamtgemeinde gefallen lassen. Sie waren anderseits für gewisse finanzielle Beschlüsse verpflichtet, die Zustimmung der Departementsverwaltung einzuholen. Man wollte keinen Korporationsgeist in den Städten aufkommen lassen, der sich zwischen Staat und Nation schob. Weil man das ganze Frankreich zu einer tatsächlichen Republik machte, wollte man keine städtischen Zwischenrepubliken dulden, gefährdete aber dadurch auch den echten munizipalen Geist, der in der Anhänglichkeit an das in sich fest begründete heimatliche Gemeinwesen beruht.

War die französische Munizipalverfassung mehr demokratisch, als republikanisch, so fiel die Städteordnung Steins nun umgekehrt aus. Es klingt paradox, aber wird nach dem eben Gesagten ganz verständlich sein, daß die starke und immer noch absolutistische Monarchie der Hohenzollern ihren Städten jetzt mehr republikanische Autonomie gewähren konnte, als die republikanische Monarchie von 1789. Sie wurde in ihrem Wesen und in ihrer Macht nicht gefährdet durch die selbständige politische Individualität, die sie ihren Städten ließ, die schließlich ja auch an Größe und Bevölkerungszahl mit den französischen nicht zu vergleichen waren. Stein und seine Mitarbeiter erinnerten sich ferner aber auch der alten großen Zeit der deutschen Städte und der „Werke des Gemeingeistes“, die sie in ihren Einrichtungen geschaffen hatten. Stein wollte überhaupt die historisch erwachsenen Zwischengewalten zwischen Staat, Nation und Individuum nicht ausrotten oder nivellieren, sondern erhalten und umbilden. Nur ihren egoistischen Sondergeist, nicht ihre Eigenkraft an sich verwarf er. Durch eine Fülle eigenen und spontanen Lebens in den Teilen sollte das Ganze reicher und stärker werden.

Darum gab er in großherzigem Vertrauen den gewählten Körperschaften der Städte eine ungemeine Bewegungsfreiheit und beschränkte die Aufsicht des Staates auf ein Mindestmaß: Die Rechnungen der Städte über die Verwaltung ihres Gemeinvermögens einzusehen, Beschwerden der Bürger zu entscheiden, neue Statuten und die Wahlen der Magistratsmitglieder zu bestätigen. Ebensowenig wurden die Organe der Stadt nach unten hin gefesselt. Die Stadtgemeinde in ihrer Gesamtheit erhielt nur das Recht der Stadtverordnetenwahl, aber keinerlei deliberierende Befugnis. Die Stadtverordneten sollten sich völlig frei und unabhängig von den Sonderinteressen ihrer Wähler bewegen dürfen. „Das Gesetz und ihre Wahl sind ihre Vollmacht, ihre Überzeugung und ihre Ansicht vom gemeinen Besten der Stadt ihre Instruktion, ihr Gewissen aber die Behörde, der sie deshalb Rechenschaft zu geben haben.“ Durch die Art des Wahlrechts aber versuchte

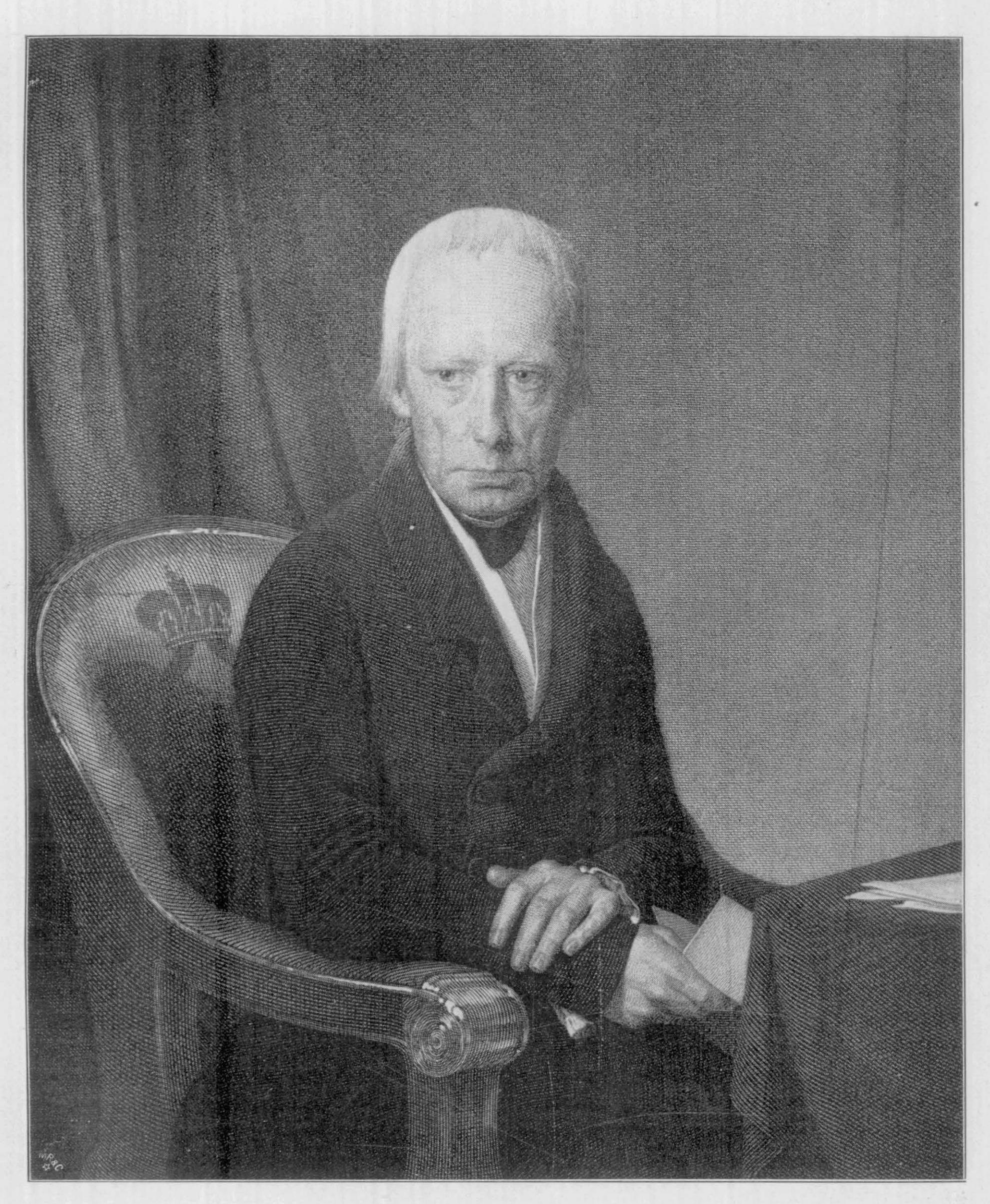


Abb. 52. Kaiser Franz I.
Stich von H. Benedetti nach dem Gemälde von Fr. Ammerling. (Zu Seite 114 u. 124.)



Abb. 53. Erzherzog Karl. Stich von Sturm. (Zu Seite 114.)

man dafür zu sorgen, daß kein neuer oligarchischer Geist in ihnen aufkam. Nicht nach Zünften und Korporationen, sondern nach lokalen Bezirken hatten die Bürger zu wählen, und ausgeschlossen vom Wahlrecht waren in der Hauptsache nur diejenigen unangesessenen Bürger, deren reines Einkommen in großen Städten noch nicht 200 Taler, in mittleren und kleinen Städten noch nicht 150 Taler jährlich betrug. Eine weitere Bevorzugung wurde den Grundeigentümern in der Stadt noch dadurch zuteil, daß mindestens zwei Drittel der Stadtverordneten mit Häusern in der Stadt angesessen sein mußten. Wir kennen den Wert, den Stein auf den „Eigentümer“ legte, und verstehen darum, wenn er eine vorübergehende freiere Anwandlung unterdrückte und die städtischen Grundbesitzer so sehr bevorzugte, daß in der späteren Entwicklung des preußischen Städtewesens deren Sonderinteresse allerdings ungesund überwuchern konnte. Das hat Stein nicht vorausgesehen. Er hat den angesessenen Bürger vor dem unangesessenen nicht aus wirtschaftlichen, sondern aus ethischen Gründen begünstigt, weil er ihm mehr Stetigkeit und einen stärkeren natürlichen Gemeingeist zutraute. Das war vielleicht schon für die damaligen Verhältnisse zu idealistisch gedacht, und so liegt hier allerdings ein Punkt vor, wo das ethisch-romantische Ideal Steins der kommenden Entwicklung schädlich geworden ist und eigentlich das Gegenteil von dem gewirkt hat, was er sich wünschte. Denn so hoch er die freie wirtschaftliche Regsamkeit schätzte und sie selbst als Staatsmann beförderte, immer sollte doch auch sie ethisch gebunden sein und nicht in eine Unterdrückung des wirtschaftlich Schwächeren durch den Stärkeren ausarten.

In die Stadtverordnetenversammlung legte die Städteordnung das Zentrum der städtischen Verwaltung. Von ihr wurden zunächst die Magistratsmitglieder gewählt und — in den großen Städten — die Kandidaten für den Posten des Oberbürgermeisters präsentiert. In seiner Abneigung gegen den besoldeten Berufsbeamten wollte Stein

die Magistratur ursprünglich zu einem unbesoldeten Ehrenamte machen, das alle sechs Jahre erneuert würde. Schließlich gab er einen Mittelweg zu, wonach die Bürger- und Oberbürgermeister zwar Besoldung erhalten, aber nur auf sechs Jahre wählbar sein sollten. Etwas festere, länger befristete Stellung erhielten die übrigen Magistratsmitglieder, aber man versteht es, wie abhängig schon durch diesen Grundsatz der Periodizität der Magistrat von der Stadtverordnetenversammlung wurde. Und in seiner Amtsführung selbst war er auch in der Hauptsache nur das ausführende Organ der Beschlüsse der Stadtverordnetenversammlung. Es wäre hoch bedenklich gewesen, wenn Beschlußfassung und Ausführung nun streng getrennt worden und die Stadtverordneten lediglich deliberierende Parlamentarier geworden wären. Aber sie selbst sollten auch mit Hand anlegen und persönliche Arbeit leisten in den „Deputationen“, die neben einem oder wenigen Magistratsmitgliedern größtenteils aus Stadtverordneten und Bürgern zusammengesetzt wurden und die eigentlich konkrete Verwaltung zu besorgen hatten. Solche Deputationen sollten z. B. die Kirchen- und Schulangelegenheiten der Stadt, ihr Armenwesen, ihre Sicherheits- und Gesundheitsanstalten usw. verwalten. Hier wurde also dem unbesoldeten Ehrenamt der schönste und fruchtbarste Wirkungskreis eröffnet.

Die Freiheit, die den französischen Städten durch die Munizipalverfassung von 1789 gegeben worden war, ging bald zugrunde. Der Staat überschattete wieder die Stadt, und erst in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts kamen die Gedanken munizipaler Autonomie und Selbstverwaltung wieder mehr auf. Die Freiheit der preußischen Städteordnung blieb, trotz einiger Einschränkungen im Laufe des Jahrhunderts, erhalten. Das bedeutet gewiß noch keinen unbedingten Tadel für die eine und kein unbedingtes Lob für die andere Entwicklung. Die nationalen und politischen Bedürfnisse Frankreichs waren andere als die Preußens, der romanische Staatsgedanke hat auch in seiner modernen Fassung andere Ideale als der germanische. Dem preußischen Staate aber stand es wohl an, wenn er noch während seiner absolutistischen Zeit zu der germanischen Idee zurückkehrte, die den einzelnen zuerst an Haus und Hof, an Mitbürger und Gemeinde fesselt und die auch den unteren Organen des politischen Lebens das Recht auf selbständige Persönlichkeit zuspricht. Und für die künftige politische Freiheit der Nation im ganzen war die preußische Städteordnung ein Erziehungsmittel ersten Ranges.

Eine notwendige Ergänzung wäre es freilich gewesen, auch dem Bauernstande eine ähnliche Sphäre politisch-gemeinnützigen Schaffens zu geben durch einen Landgemeindeordnung. Steins Gedanke war es, wie gesagt, auch die bäuerlichen Kommunitäten mit

Autogramm Andreas Hofers. (Zu Seite 114.)

Selbstverwaltung auszustatten und das Gute der westfälischen Erbentage auf sie zu übertragen. Die Aufgabe war hier aber sehr viel schwerer, als für die Städte, schon weil die Fundamente, auf denen man bauen konnte, sehr viel schwächer waren. Die Landgemeinde der ostelbischen Provinzen war im Durchschnitt klein und dürftig, sie war bisher eine Unterabteilung des patrimonialen Herrschaftsbezirks des Gutsherrn oder der Staatsdomäne gewesen und hatte als solche nur schwaches kommunales Eigenleben entfalten können. Ihre Kleinheit und Mittellosigkeit wäre an sich nun wohl kein unüberwindliches Hindernis für eine Reform gewesen, denn man hätte die benachbarten Gemeinden zu Samtgemeinden oder größeren Verbänden zusammenlegen können. Aber man hätte auch die Stellung der Gutsherrn von Grund aus umwandeln müssen, ihre Patrimonialgerichtsbarkeit, Patrimonialpolizei und Patronatsrechte beseitigen oder reformieren müssen. So hing das Problem eng mit dem der Kreisverfassung zusammen und wurde in dessen Geschicke verwickelt. Nach Steins Entlassung hat man wohl noch oft daran gedacht, manchen interessanten Entwurf aufgestellt, und ein Staatsmann wie Boyen, der ein tiefes Gefühl für die Notwendigkeit der politischen Organisierung auch der unteren Volksschichten hatte, wurde nicht müde, dafür zu wirken. Aber die Tage nach Stein waren für eine große politische Auseinandersetzung mit dem preußischen Adel nicht mehr kraftvoll und schöpferisch genug, und so hat es bis zum Jahre 1891 gedauert, daß eine Landgemeindeordnung im Steinschen Geiste ins Leben trat und diese klaffende Lücke der Reformen geschlossen wurde.

Um damals schon die Notwendigkeit einer Landgemeindereform zu empfinden, mußte man politische Ideale haben, die über den Moment hinausreichten. Die Notwendigkeit einer Reform der Agrarverhältnisse und der gutsherrlich-bäuerlichen Beziehungen aber drängte sich schon durch den Moment auf. Der wirtschaftliche Wohlstand sowohl der Gutsherrn wie der Bauern war schwer zerrüttet durch den Krieg. Man rief nach Staatshilfe, wie man früher in solchen Lagen danach gerufen hatte, und der alte Staat hatte für sie ein System von Maßregeln, von Remissionen, Sublevationen usw. bereit gehabt, das die Agrarverfassung im ganzen nicht antastete, sondern in einer wohlwollend-billigen Prüfung der Einzelfälle auslief und dabei den ganzen Apparat bureaukratischer Bevormundung der Untertanen spielen ließ. Jetzt scheute der Geist des höheren Beamtentums vor solcher zersplitternden und pedantischen Staatsfürsorge zurück, und man hätte, bei der pressenden Finanznot des Staates, auch gar nicht die Mittel gehabt, um jedem einzelnen, der es verdiente, Hilfe zu verschaffen. Indem man an große, gesetzgeberische Maßregeln denken mußte, die dem Staate kein Geld kosteten, erwachten von selbst jene Forderungen der neuen Wirtschaftslehre, die schon lange die Unwirtschaftlichkeit der alten Agrarverfassung gerügt und von der Vernichtung ihrer Fesseln größeren Wohlstand für alle, Gutsherrn wie Bauern, prophezeit hatte. Die wirtschaftliche Befreiung des Bauern wurde aber auch als sittliche Befreiung empfunden. Es ist, so drückte sich das berühmte Edikt vom 9. Oktober 1807 aus, „ebensowohl den unerläßlichen Forderungen der Gerechtigkeit, als den Grundsätzen einer wohlgeordneten Staatswirtschaft gemäß, alles zu entfernen, was den einzelnen bisher hinderte, den Wohlstand zu erlangen, den er nach dem Maß seiner Kräfte zu erreichen fähig war“. Man setzte damit jetzt für die adligen Besitzungen und für die Privatbauern fort, was vor 1806 schon in großem Umfange für die Domänenbauern geschehen war, und man hatte schließlich auch noch eine dringende politische Veranlassung, gleich nach dem Tilsiter Frieden damit vorzugehen, weil die Konstitution des aus den abgetretenen polnischen Provinzen gebildeten Großherzogtums Warschau tönend vorangegangen war mit der Aufhebung der Gutsuntertänigkeit.

So fand Stein, als er Anfang Oktober 1807 nach Memel kam, das Edikt, das seinen Namen als den eines befreienden Reformators in die Welt trug, bereits in der Hauptsache fertig war, — als eine Arbeit vor allem der ostpreußischen Staatsmänner, des Provinzialministers von Schroetter (Abb. 39) und Theodor von Schöns, von denen der eine gemäßigt, der andere anspruchsvoll und radikal die Lehren von Adam Smith und Kraus und die in Ostpreußen überhaupt lebendigen Reformideen vertrat. Stein fand in den wichtigsten Bestimmungen des Edikts aber auch nur das wieder, was er selbst schon als



Abb. 54. Wilhelm von Dörnberg.
Stich nach dem Gemälde von L. E. Grimm. (Zu Seite 114.)



Abb. 55. Major F. von Schill. (Zu Seite 115.)

westfälischer Verwaltungsbeamter gewünscht hatte, und so trafen hier die östliche und die westliche Reformsphäre des Staates gleichsam zusammen, um nun auf das Ganze zu wirken. Eben das war noch, als Stein kam, ein ungeklärter Punkt, ob das Edikt vorläufig nur für Ost- und Westpreußen, oder gleich für die ganze Monarchie zu erlassen sei. Der König hatte das Durchgreifendere zwar selbst gewünscht, war aber durch den vorsichtigen Schroetter und dessen Bruder, den Kanzler von Preußen (Abb. 38), wieder davon abgebracht worden. Steins festeres Wollen machte ihm wieder mehr Mut. Auf halbem Wege kamen sich so die beiden jetzt entgegen in dem Entschlusse, die Wohltaten des Edikts frischweg der ganzen Monarchie angedeihen zu lassen.

Das Edikt bedeutete nicht schlechthin Bauernbefreiung, es wollte und mußte auch dem Gutsherrn etwas bieten für das, was er durch diese Befreiung verlieren würde und durch den Krieg verloren hatte. Daß man auch den Adel befriedigen wollte, darin liegt das Charakteristische der preußischen Agrarreform gegenüber der französischen Agrarrevolution vom 4. August 1789. Ob man es nun bedauern oder loben will, jedenfalls wäre man gar nicht in der Lage gewesen, über die Köpfe des Grundadels hinweg zu



Abb. 56. Major F. von Schill.
Stich von F. W. Bollinger nach L. Wolf. (Zu Seite 115.)

reformieren. Er war vorläufig noch immer der mächtigste und begütertste Stand in der Gesellschaft, es gab keinen sozial und wirtschaftlich so starken tiers état, daß dessen Hilfe den Staat instand gesetzt hätte, jenen niederzukämpfen. Seinen eigentlichen Gegner hatte der Adel in der Reformpartei des höheren Beamtentums, und wenn diese auch schon die Interessen des aufstrebenden dritten Standes mit aufnahm, so tat sie das nicht robust, sondern in einer geistigen und politischen Umbildung und gleichsam Verfeinerung. So wurde die soziale Übermacht des Adels weniger durch andere soziale Mächte, als durch die neuen Lebens- und Staatsideale der Reformpartei bekämpft, und diese Ideale forderten keine Vernichtung, sondern eine Reform des Adels. Ein großer Teil der Reformer war dem Adel selbst entsprossen; sie fühlten sich ihrem eigenen Stande gegenüber nicht als Renegaten, sondern als Reformatoren. Das gilt vor allem von Stein selbst, und so versteht man es, daß er an dem, was das Edikt zugunsten des Grundadels enthielt, ebensowenig prinzipiellen Anstoß fand, wie an dem, was er ihm nahm.

Der Adel verlor dadurch zunächst fast mit einem Schlage die Rechte, die ihm aus der Erbuntertänigkeit der Bauern zustanden. „Mit dem Martinitage 1810 hört alle Gutsuntertänigkeit in Unseren fürstlichen Staaten auf. Nach dem Martinitage 1810 gibt es nur freie Leute.“ Was unter Erbuntertänigkeit alles zu verstehen sei, sagte das Edikt nicht, — etwas vage und salopp darin, wie manche der Reformgesetze. Aber jedenfalls war der Bauer fortan nicht mehr verpflichtet, die Erlaubnis seines Gutsherrn einzuholen, wenn er seinen Hof verlassen, wenn er heiraten, wenn er seine Kinder ein Gewerbe lernen oder sie studieren lassen wollte; er war nicht mehr gezwungen, seine Kinder dem Gutsherrn zum Gesindedienst zu überlassen. Er schuldete ihm fortan nur diejenigen Verbindlichkeiten, die ihm als freiem Manne „vermöge eines Grundstücks oder vermöge eines besonderen Vertrages obliegen“.

Dem Adel und dem Bauern gemeinsam zugute kommen sollte die Freiheit des Güterverkehrs, die das Edikt gewährte. Die ständische Gliederung hatte sich, wie wir uns erinnern, dermaßen in den Grund und Boden eingegraben, daß es adlige Güter gab, die kein Bauer und Bürger, und bäuerliche Güter, die kein Edelmann ohne weiteres erwerben durfte. Diese Schranken fielen. Jeder Edelmann durfte fortan bäuerliche und bürgerliche, jeder Bürger und Bauer adlige Grundstücke ohne besondere Erlaubnis erwerben. Durch diese Vergrößerung des Käuferkreises und Erleichterung des Besitzwechsels sollte und mußte auch der Wert der Grundstücke erhöht werden. Das Edikt ging aber über das agrarische Gebiet noch hinaus und löste auch diejenigen Fesseln, die bisher den Gewerbebetrieb an bestimmte Stände gebunden hatten. „Jeder Edelmann,“ bestimmte es, „ist ohne allen Nachteil seines Standes befugt, bürgerliche Gewerbe zu betreiben, und jeder Bauer ist berechtigt, aus dem Bauer- in den Bürger- und aus dem Bürger- in den Bauernstand zu treten.“ Damit wurde wenigstens in den Augen der Gesetzgeber und des Gesetzes das Wesen des „Standes“ überhaupt verändert, die Bindung des einzelnen Individuums an ihn hörte auf. Aus den Ständen der Gesellschaft wurden Klassen, in die der einzelne nach freier Entscheidung und nach dem Maße seiner wirtschaftlichen Kräfte eintreten konnte. Der Bürger und Bauer konnte zwar nicht gerade Edelmann werden, aber er konnte edelmännischen Beruf und edelmännische Lebensweise ergreifen. Es konnten und sollten soziale Zustände erwachsen, wie sie in England bestanden, wo eine gentry aus adligen und unadligen Grundbesitzern erwachsen war und der unbegüterte Sohn des Edelmanns in das bürgerliche Leben übergehen und durch Industrie und Handel sich wieder emporarbeiten konnte.

Freilich mußten zu dem Gesetze auch noch die Sitte und das Herkommen treten, um solche neue Zustände zu schaffen und die inneren Wurzeln des alten Zustandes zu zerstören. Der alte Standesgeist war aber noch viel zu mächtig, als daß der durchschnittliche preußische Edelmann schon daran hätte denken können, die Wohltat der freien Berufswahl auszunützen. Damit behielt der Adel tatsächlich mehr von dem Wesen des alten „Standes“ an sich, als die Gesetzgeber wünschten. Und während Bürger- und Bauernstand sich im Laufe des Jahrhunderts allerdings mehr zu Klassen umgewandelt haben, deren Grenzen fluktuierten und ineinander übergingen, blieb der Adel viel fester und beharrlicher in seinem Bestande und in seiner alten Berufssphäre, die außer der Landwirtschaft nur den Staats- und Heeresdienst als standesgemäß anerkannte. Er gab selbst nur wenig Elemente aus seiner Mitte an die anderen Stände und Klassen ab, aber er empfing von ihnen umgekehrt Elemente, die seinen Bestand und seinen Einfluß noch verstärkten. Der Bürger, der sich fortan als Rittergutsbesitzer ankaufte, und der bürgerliche Offizier und Beamte, der das Adelsdiplom erhielt, wuchsen in der Regel, spätestens in der zweiten oder dritten Generation, in die Gesinnungen und Lebensziele des alten Adels hinein, der sie zwar nicht immer als voll ansah, aber ihre guten Dienste für seine Interessen sich gern gefallen lassen konnte.

So ganz anders hat das Oktoberedikt von 1807 schließlich gewirkt, als seine Absicht war und auch als Stein persönlich es wünschte. Keine Verringerung, sondern eine Vermehrung und Auffrischung des Kleinadels ist eingetreten, und die freie Bahn, die das Edikt den Entschlüssen der Individuen öffnen wollte, hat nur zum Teil individua-



Abb. 57. Alexander I. von Rußland. (Zu Seite 120 u. 130.)

listisch gewirkt, zum Teil aber gerade den Standesgeist des Adels kräftigen helfen. Es war mit dem Adel in seinem Verhältnis zu den modernen Freiheitserrungenschaften ähnlich bestellt wie mit der katholischen Kirche. Diese Errungenschaften hatten für Mächte von säkularer Kraft eine überaus vorteilhafte Seite, sie konnten die größere Bewegungsfreiheit, die sie jetzt hatten, trefflich ausnützen. Sie verloren zwar alte Institutionen und Vorrechte, in deren Schutze sie einst groß und stark geworden waren, aber sie waren stark genug eben dadurch geworden, um sie jetzt entbehren und in den freien Kampf der Kräfte eintreten zu können. Die katholische Kirche verlor ihr altes Kirchengut und ihre reichsfürstliche Hierarchie, der preußische Adel sein wirtschaftliches Sonderprivileg und die bäuerliche Erbuntertänigkeit, — was verschlug das, wo man durch die neue Freiheit auch Neues gewinnen konnte.

Wirklich hat der preußische Adel gleich damals den Nutzen überschlagen, der ihm aus der Agrarreform erwachsen konnte. Den Zuwachs an persönlichen Kräften, der ihm im Laufe des Jahrhunderts zuteil wurde, hat er freilich noch nicht ahnen können — wie er ihm denn überhaupt fast ohne sein Zutun in den Schoß gefallen ist —, wohl aber berechnete er sich den Zuwachs an Gütern, wenn es ihm fortan freistünde, Bauernland einzuziehen oder aufzukaufen und in Gutsland umzuwandeln. Bisher hatte der Staat, wie wir uns erinnern, das Bauernland planmäßig geschützt vor der Einziehung durch die Gutsherren. Jetzt sahen diese das Recht, ihre Gutsländereien durch Bauernland zu vergrößern, als die natürliche Entschädigung für den Verlust der Rechte an, die ihnen bisher aus der Erbuntertänigkeit zuflossen. Es wäre das Recht des wirtschaftlich Starken gegenüber dem wirtschaftlich Schwachen gewesen.

Das war aber die Meinung des Freiherrn vom Stein nicht. Wir sagten, daß er keine schrankenlose, sondern eine durch ethische und soziale Ideale gebundene Freiheit des Wirtschaftslebens wollte. „Nur eine gesetzliche Einschränkung der freien Disposition über das Eigentum wird bleiben müssen," schrieb er damals in die Akten, „diejenige nämlich, welche dem Eigennutz des Reicheren und Gebildeten Grenzen setzt und das Einziehen des Bauernlandes zum Vorwerksland verhindert." Es war nun in der damaligen Lage nicht möglich, diesen Grundsatz, in dem Stein einmal praktisch zusammentraf mit der Sozialpolitik des alten Staates, ganz streng aufrecht zu erhalten. Die Bauerndörfer in Ost- und Westpreußen waren zum Teil so zerstört, daß man zur Wiederherstellung der Landeskultur einen Teil ihres Landes wohl oder übel den Gutsherren preisgeben mußte. So wurde diesen denn schon im Oktoberedikt in Aussicht gestellt, daß sie gewisse einzelne Bauernhöfe, die nicht zu erhalten seien, mit Zustimmung der Verwaltungsbehörden entweder zu größeren bäuerlichen Besitzungen zusammenlegen oder mit ihrem Gutslande vereinigen könnten.

Die Gutsherren griffen mit allen Händen nach dem, was ihnen das Edikt und dessen noch weiter darin gehende Ausführungsbestimmungen gewährten. Ihre allgemein herrschende Vergrößerungssucht, sagt ein Schriftsteller 1812, sei unglaublich verstärkt worden. Hätten sie nur noch mehr Kapital gehabt, so „würden sich die größeren Güter schnell zu unförmlichen Massen gehäuft und die achtbare Klasse der kleinen Ackerbürger schon verschlungen haben".

Wäre Stein im Amte geblieben, so würde er wohl die Kraft gehabt haben, dieser Entwicklung noch einige wirksame Hemmschuhe anzulegen. Seinen Nachfolgern, denen die Fortführung der Agrarreform zufiel, fehlte sie. Indem die neue wirtschaftliche Theorie vom freien Spiel der Kräfte zusammentraf mit der Expansionstendenz der Gutsherren, gerieten Bauernland und Bauernstand gleichsam zwischen zwei Mühlsteine, und diese Reibung wurde noch stärker, als man unter Hardenberg auch an die Befreiung des zu den Rittergütern gehörenden Bauernlandes von den auf ihm liegenden Fronden und Abgaben ging.

Mannigfach abgestuft war das bisherige Besitzrecht des Bauern an seiner Stelle und die Verpflichtung gegenüber dem Gutsherrn, die auf ihr lag. Es gab wohl auch ganz freie Bauern, aber von etwas größerer Bedeutung war diese Schicht nur in Ost- und Westpreußen, wo sie als freie „Kölmer" von der Deutschordenszeit her nach dem ihnen verliehenen Rechte der Kulmer Handfeste saßen. Die Hauptmasse war im



York

Abb. 58. Hans David Ludwig von York. Gemälde von Gebauer.
Aus der Sammlung authentischer Bildnisse im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin. (Zu Seite 120.)

gutsherrlichen Verbande und zerfiel in die drei Hauptklassen 1. der Erbpacht- und Erbzinsbauern mit festem Besitzrecht, 2. der Lassiten oder Laßbauern mit bloßem Nutzungsrecht, das erblich, aber auch nicht erblich sein konnte, 3. der Zeitpächter. Alle drei Klassen, besonders aber die zweite, schuldeten dem Gutsherrn außer Geld- und Naturalabgaben jene Hand- und Spanndienste, mit denen das Gutsland bestellt wurde. Diese, die jetzt als unwirtschaftlich und als unwürdig galten, abzulösen und das Besitzrecht des Bauern in ein volles Eigentumsrecht zu verwandeln, war die leitende Idee der Reform, die aber nur mit allerlei Brechungen und Vorbehalten verwirklicht wurde. Der Gutsherr sollte entschädigt werden, so bestimmte das für die Laß- und Zeitpachtbauern erlassene Edikt vom 14. September 1811, durch Abtretung eines Teiles der bäuerlichen Stelle, und zwar sollte die bisher erbliche Stelle ein Drittel, die bisher unerbliche und Zeitpachtstelle die Hälfte des Landes an ihn abtreten. Diese Entschädigungssätze waren schon sehr günstig für den Gutsherrn. Der Bauer wurde demnach zwar freier Eigentümer, aber seine Stelle wurde verstümmelt, und das Gutsareal wuchs abermals beträchtlich. Indessen hatten nun die Gutsherren die Sorge, woher sie die Arbeitskräfte für die vergrößerten Betriebe nehmen sollten, und sie stellten in dieser Besorgnis die Forderung auf, daß die Regulierung Halt machen solle vor gewissen Kategorien von bäuerlichen Stellen, deren Inhaber dann nach wie vor ihnen Frondienste leisten sollten. Abermals kam die Gesetzgebung Hardenbergs dem entgegen durch die Deklaration, die das Regulierungsedikt von 1811 am 29. Mai 1816 erhielt, ein Gesetz von großer, nicht nur wirtschaftlicher, sondern auch sozialer und politischer Bedeutung. Ausgeschlossen von der Regulierung sollten danach sein vor allem diejenigen Bauernstellen, die nicht spannfähig waren, die nicht als bäuerliche Besitzung katastriert waren und die jüngeren Bestandes waren. Zugleich fielen aber auch die letzten Schranken der Gesetzgebung gegen die Verwandlung von Bauernland in Gutsland. Der Gutsherr konnte den regulierbaren, aber noch nicht regulierten Bauern, wenn sie darauf eingingen, ihre ganze Stelle abkaufen, er konnte das Schweigen des Gesetzes ferner ausnützen, um die Inhaber auch der unregulierbaren Stellen gütlich abzufinden und heraus zu drängen. Er hatte also freie Hand, je nachdem ihm an Arbeitskräften oder an Land gelegen war, und als die Arbeitskräfte nicht mehr so knapp waren, wie nach den Kriegsjahren, ist dann tatsächlich wohl der größere Teil dieser nicht regulierbaren Bauern zu Tagelöhnern oder bestenfalls Zeitpächtern herabgedrückt worden.

Nur wer schlechthin in dem Grundadel das Rückgrat des preußischen Volkes sieht, kann diese Entwicklung heilvoll und die Zustände und Machtverhältnisse, die sie im Laufe des Jahrhunderts geschaffen hat, gesund nennen. Man könnte sie aber auch bedauern und doch für unvermeidlich ansehen, man könnte meinen, daß der bedrängte Staat in seiner damaligen Lage nicht anders konnte, als den Gutsbesitzerstand, den er als politische Stütze brauchte, so hoch zu entschädigen und zu belohnen. Aber so schwach und hilfsbedürftig war die Staatsgewalt im Innern keineswegs, und so egoistisch war anderseits — zu seinem Ruhme sei es gesagt — auch der preußische Grundadel nicht gesinnt, daß er nur durch solche Geschenke zur Aufopferung für Staat und Vaterland hätte gestimmt werden können. So war denn die Agrarpolitik der Hardenbergschen Zeit vielleicht bequem, aber sie war nicht dringend notwendig.

Trotz dieser ihrer sozialen Gebrechen aber hat sie doch Raum geschafft für eine wirtschaftliche Entwicklung, die allerdings dringend nötig und wünschenswert war für das Ganze des Staats- und Volkswesens. Die Tage einer rationelleren und intensiveren Landeskultur konnten nunmehr anbrechen. Der Ersatz der Frondienste durch freie Arbeitskräfte, die Scheidung von Guts- und Bauernland, die gleichzeitig fortan betriebenen Separationen der Ackerfluren und Teilungen der Gemeinheiten stellten den einzelnen Besitzer fortan mehr auf sich selbst und gaben ihm die Möglichkeit, weiter und kräftiger auszugreifen und seinen Betrieb technisch zu vervollkommnen. Der korporative Geist, in dem die Landwirtschaft bisher betrieben wurde, wich dem individualistischen. Den Schutz, den die ganz kleinen und schwachen bäuerlichen Existenzen, wenn auch kümmerlich genug, bisher genossen hatten, hörte nun freilich auf. Die besitzlos gewordenen wanderten im



Abb. 59. Johann Peter Friedrich Ancillon. Lithographie von Jentzen nach F. Krüger. (Zu Seite 120.)

Laufe der nächsten Jahrzehnte zum Teil in die Städte ab, aber konnten hier nun auch gleich einrangiert und ausgenutzt werden für das neue städtische Wirtschaftsleben, dem nun auch die Bahn gebrochen wurde durch die Gesetzgebung der Reformzeit. Sie wurden eine Hauptersatzquelle für die Arbeiterheere, deren die im Laufe des Jahrhunderts emporblühende kapitalistische Industrie bedurfte.

Ebenso wie die Städteordnung war auch die Niederreißung der Zunftschranken und die Einführung der Gewerbefreiheit, die, durch Stein bereits vorbereitet, durch die Hardenbergschen Gesetze vom 2. November 1810 und 7. September 1811 erfolgte, ausschließlich ein Werk des reformerischen Beamtentums, eine Wohltat, die von den Regierenden gewährt, nicht vom Volke selbst stürmisch gefordert wurde, eine letzte Leistung gewissermaßen des aufgeklärten Despotismus, der solange das Wirtschaftsleben gegängelt hatte und nun, zu besserer Einsicht gelangt, sich selbst abdankte und die Dämme preisgab, die den Unternehmungsgeist und Wettbewerb der Individuen und die Bewegung der Kapitalien hinderten. Während aber die Wohltat der Städteordnung sogleich von den Betroffenen auch als Wohltat empfunden werden konnte, war dies mit der Gewerbefreiheit keineswegs der Fall. Sie erschien als Plage und ist heftig bekämpft worden von denen, denen sie zugute kommen sollte. Und man versteht das, wenn man sich klar macht, daß Zunftverfassung und Gewerbefreiheit auf zwei grundverschiedenen Lebensanschauungen beruhten

und daß die alte Anschauung durch jahrhundertelange Gewöhnung viel zu tief eingewurzelt war, um durch einen Akt der Gesetzgebung allein schon vernichtet zu werden. Die Zunftverfassung beruhte auf dem Gedanken, daß der einzelne Gewerbetreibende seine „Nahrung“ finden, sein gesichertes Auskommen haben müsse, daß man aber auch für die gesicherte Lebenshaltung des Konsumenten zu sorgen habe durch Überwachung der Preise und Warenbeschaffenheit. Sie war ein Kompromiß der Gewerbetreibenden unter sich und der Produzenten mit den Konsumenten, mehr auf Erhaltung, als auf Mehrung der wirtschaftlichen Güter, mehr auf gleichmäßige, als auf vorwärts drängende Arbeit aus. Man konnte sich in ihr behaglich und zufrieden fühlen und nicht gewahr werden, was die Fernerstehenden gewahr wurden, daß man in ihr erschlaffte und verrottete. So empfand man den plötzlichen Eingriff von oben, der den einzelnen Handwerker mit einemmal in den Konkurrenzkampf hinausschleuderte, als eine Vergewaltigung, ja selbst, und auch nicht ganz mit Unrecht, als eine Schädigung sittlicher Güter. Man klagte, daß der freie Wettbewerb zu rücksichtsloser Gewinnsucht, zu Betrug und Pfuscherei führe, daß er Ehrbarkeit und Zucht im Handwerk untergrabe, man pries den Wert der korporativen Gesinnungen und der patriarchalischen Institutionen des Zunftwesens. Diese sittlichen Güter waren auch an sich nicht verächtlich, aber sie hingen zu eng mit der Ruheseligkeit und Schlaffheit des bisherigen Lebensideals zusammen, als daß man um ihretwegen die Erhaltung des Alten hätte wünschen dürfen. Keine große Reform wird ohne Schmerzen und Wehen, kein großer Gewinn im Staats- und Volksleben ohne Verlust erkauft. Das neue Lebensideal, das durch die Gewerbefreiheit nun auch dem arbeitenden Bürgertum, man muß wohl sagen, oktroyiert wurde, hieß Energie und Anspannung aller Kräfte zum Kampfe um die Existenz, — gewiß auch der rein egoistischen Kräfte, aber hatten diese etwa in dem alten Lebensideal gefehlt? Die moderne Ethik, wie sie aus den sozialen und wirtschaftlichen Umwälzungen des neunzehnten Jahrhunderts hervorgegangen ist, findet es nicht unedel, daß der Mensch schwer und hart kämpfen müsse und daß er auch noch über die unmittelbare Notdurft hinaus strebt und ringt und Güter erzeugt. Sie ist nicht gleichgültig gegen den, der in diesem Kampfe fällt, aber auch nicht blind gegen die sittliche Kraft einer tatfrohen, erobernden Arbeit. Aus solcher Arbeit ist schließlich das neue wirtschaftliche Deutschland hervorgegangen, und so ist hier der Zusammenhang zwischen den individualistischen Idealen der Reformer und dem höchst realen Leben und Schaffen der Gegenwart mit Händen zu greifen.

Freilich darf man wieder fragen, ob der Bruch mit dem Alten, den der kühne und hoffende Optimismus der preußischen Staatsmänner vollzog, nicht zu schroff und zu radikal erfolgte. Stein hätte ihn ohne Zweifel schonender und langsamer vollzogen. In ihm regte sich hinterher auch wieder die Seele der alten, patriarchalischen Zeit, und er bedauerte später, daß man den Innungen vorschnell den Todesstoß versetzt habe. Eins aber konnte man nimmermehr zurückwünschen, nachdem es einmal mit und durch die Gewerbefreiheit gefallen war: jene wirtschaftliche Trennung von Stadt und Land, die die Landbevölkerung in gewerblicher Unmündigkeit und Abhängigkeit von der Stadt gehalten hatte. Indem die Gewerbe nun auf das Land hinausziehen durften, wurde auch das altpreußische Steuersystem, jener Dualismus von städtischer Akzise und ländlicher Kontribution unhaltbar. Das Neue, das an dessen Stelle treten mußte, konnte zwar von der unsicher experimentierenden Verwaltung Hardenbergs nicht gleich gefunden werden, aber der zukunftsreiche Gedanke einer Einkommensteuer, die alle Klassen der Bevölkerung nach gleichmäßigen Grundsätzen traf, ist schon von Stein vorübergehend in Ost- und dann auch in Westpreußen verwirklicht worden.

Und diese ostpreußische Einkommensteuer von 1808 ist schon nach dem Grundsatze des Verfassungsstaates no taxation without representation zustande gekommen. Sie wurde auf dem ostpreußischen Generallandtage, den Stein aus einem rein ritterschaftlichen Organ zu einer provisorischen Provinzialvertretung umgebildet hatte, beraten und beschlossen. Es war aber nicht seine Meinung, es bei bloßen Provinzialständen und deren Teilnahme an der Verwaltung bewenden zu lassen. Eine Nationalversammlung, ein preußischer Reichstag, sollte den Bau der Reformen krönen und die letzte Lücke zwischen Staat und Nation

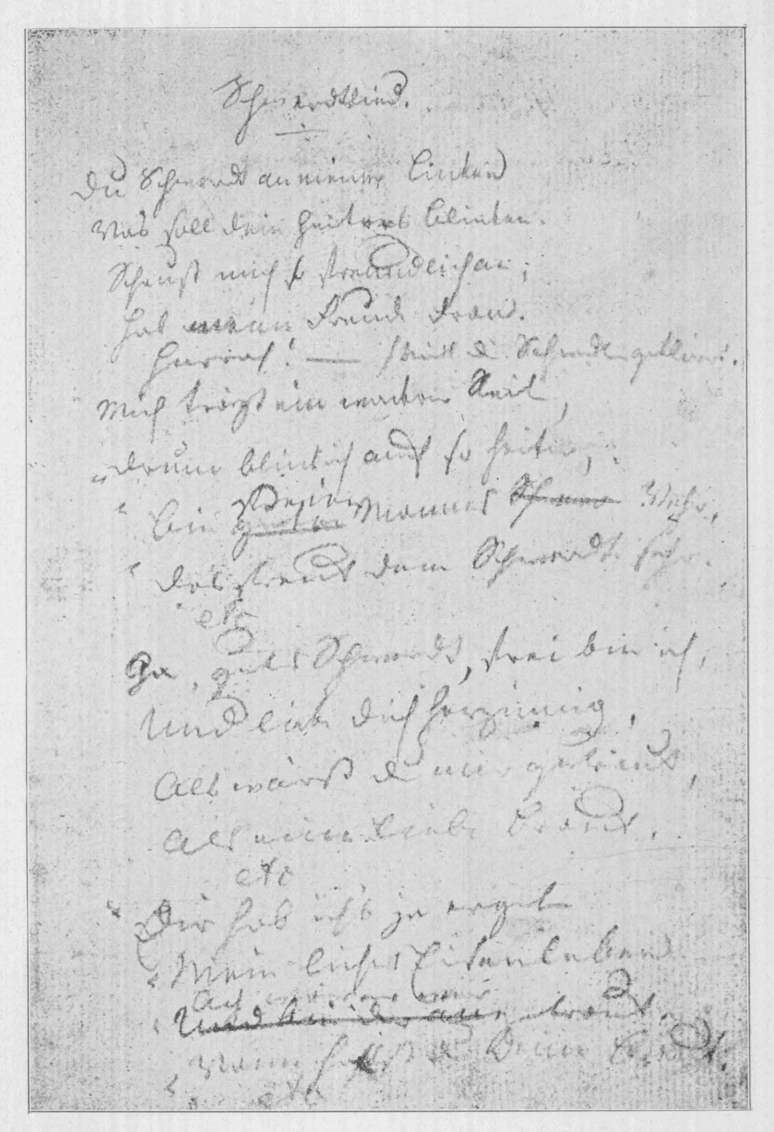
schließen. „Teilnahme der Nation an Gesetzgebung und Verwaltung“, sagte er, „bildet Liebe zur Verfassung, eine öffentliche richtige Meinung über Nationalangelegenheiten und die Fähigkeit bei vielen einzelnen Bürgern, die Geschäfte zu verwalten.“ Auch diese letzte und höchste Reform sollte also nicht sowohl dazu dienen, der Nation ein politisches Machtmittel gegenüber der Regierung zu geben, sondern war ethisch gemeint und sollte Gesinnungen und Fähigkeiten der Nation entwickeln, Persönlichkeiten erwecken, die für das Ganze lebten, — denn er fuhr bezeichnend fort: „Die Geschichte lehrt, wie überwiegend größer die Anzahl großer Feldherren und Staatsmänner in freien als in despotischen Verfassungen war.“ Da er zwischen der Persönlichkeit und der Nation im ganzen auch immer die natürlichen Gliederungen der Gesellschaft anerkannte, so ist es verständlich, daß er den Gedanken der französischen Revolution ablehnte, die Nationalvertretung schlechthin aus der ganzen Nation zu bilden. Sie sollte auf den Ständen und Berufsklassen beruhen, innerhalb deren die Masse der Eigentümer das freie Wahlrecht erhalten sollte. Auf das schärfste sprach er sich aber dagegen aus, dem preußischen Adel etwa ein politisches Übergewicht dabei zu geben. Es ist höchst denkwürdig, daß er im Zusammenhange dieser Verfassungspläne vom Herbste 1808 auch eine radikalere Reform des Adels erwog. Er hielt ihn so wie er war und nach den trüben Erfahrungen, die er mit ihm gemacht hatte, für eine Last der Nation, weil er zu zahlreich, größtenteils arm und deswegen anmaßend und ungebildet sei. Er wünschte ihn verringert und reduziert auf eine kleine Anzahl reicher Familien, die dann den Segen einer national denkenden und politisch geschulten Aristokratie entfalten sollten. Aus ihnen und aus Männern von Verdienst und Ansehen sollte das Oberhaus des künftigen Reichstages gebildet werden. Diesem insgesamt wollte er, weil die Nation noch zu unerfahren sei, vorerst nur bescheidene Rechte geben, — Begutachtung der Gesetze, immerhin aber auch schon das Recht, von sich aus Gesetze zu beantragen.

Lieder
für
Teutsche
im Jahr der Freiheit 1813
von
E. M. Arndt.

Leipzig,
in Johann Benj. Georg Fleischer's Buchhandlung.
1813.

Abb. 60. Titelseite der ersten Ausgabe der „Lieder für Teutsche“ von Ernst Moritz Arndt. (Zu Seite 122.)

Dieser Plan zeigt sowohl den Mann der gesunden Erfahrung, wie den Mann der Ideale, die über alle Erfahrung hinausliegen. Praktisches und Überkühnes stand darin nebeneinander, aber das Überschießende in ihm würde im Laufe eines praktischen Versuches wohl schon von selbst gefallen sein, und der Drang, einen solchen Versuch jetzt schon zu wagen, wurde eben im Herbste 1808 lebendig in der ganzen Reformpartei. Boyen trug ihn dem Könige am 29. September 1808 in seiner herzlichen Weise vor, Scharnhorst, Gneisenau, Schön und einige ihrer Freunde ermunterten Stein am 14. Oktober 1808 dazu, und etwa drei Wochen später ließ der König gar einen Gesetzentwurf



Faksimile der ersten Seite des im Körner-Museum zu Dresden befindlichen Schwertliedes Theodor Körners.
Nach „Theodor Körners Tagebuch und Kriegslieder aus dem Jahre 1813“; herausgegeben von Hofrat Dr. Emil Peschel. (Zu Seite 122.)

der Generalkonferenz passieren, in dem schon von den künftigen Reichsständen die Rede war. Eine Reform aber wie diese ragte heraus aus allen bisherigen Reformen und hing stärker und unmittelbarer von den großen Fragen der politischen Existenz des Staates überhaupt ab. Und so war sie denn auch von Stein und seinen Gesinnungsgenossen zugleich gemeint als ein großes und stolzes Mittel zu dem Befreiungskampfe, dem sie eben damals ins Auge sahen, als eins jener Reizmittel gewissermaßen, die Stein für nötig hielt, um die ruhigen Deutschen aufzustacheln. Das politische Recht, das man der Nation durch einen Reichstag eingeräumt hätte, sollte jetzt in erster Linie dazu dienen, Enthusiasmus und Kraft zu erzeugen für den Kampf. Einen so heroischen Beginn hätte das preußische Verfassungsleben haben können.

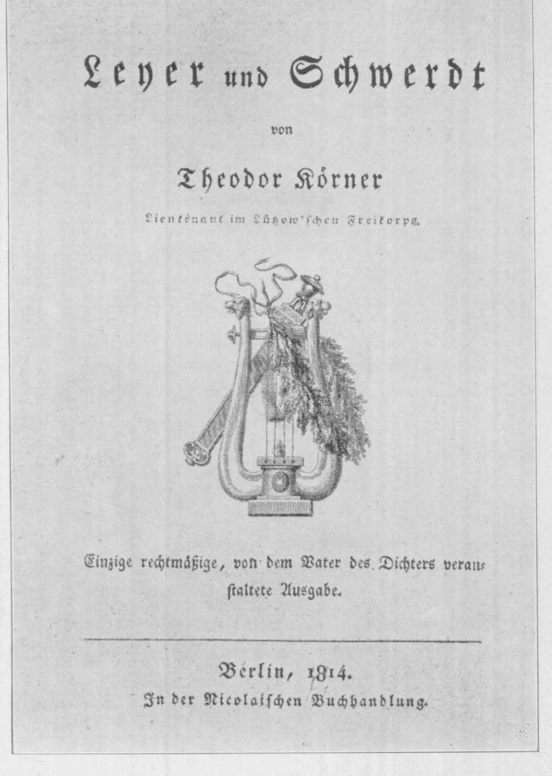
So verflocht sich aber auch damals das Schicksal des Verfassungsplanes mit dem Schicksale Steins und seiner Politik des Befreiungskampfes. Er fiel mit ihm, und seine Nachfolger Altenstein und Dohna ließen ihn liegen. Ernstlicher trat ihm Hardenberg wieder näher. Eine Nationalrepräsentation gehörte in seinen Augen wirklich dazu, um die Reorganisation des Staates sozusagen komplett zu machen, aber er betrachtete sie eigentlich mehr als ein bei gehöriger Vorsicht nützlich wirkendes Organ des Staates, wie als ein lebendiges Organ der Nation. Er lebte ja nicht so wie Stein in dem Gedanken der inneren Einheit von Staat und Nation, und so hat er die höchst unbureaukratische Einrichtung der Volksvertretung in einem recht bureaukratischen Geiste ergriffen. „Die neue Repräsentation," erklärte er, „muß unmittelbar von der Regierung allein ausgehen, sie muß wie eine gute Gabe von oben herabkommen," und es seien dabei „mit großer Vorsicht Maßregeln zu treffen, daß sich kein hemmender Widerspruch gegen die Maßregeln der Regierung zu allgemeinem Verderben organisiere". Um zu probieren und sondieren, ließ er im Februar 1811 zunächst eine Versammlung von Notabeln, die von der Regierung ausgewählt worden waren, zur Beratung über das neue Steuersystem zusammentreten, einen bloßen „Regierungsapparat", wie Gneisenau schalt, um dem Volke die neuen Auflagen etwas zu versüßen. Während sie tagten, lehnte sich die Opposition des brandenburgischen Adels, der auch seinerseits eine zentrale Ständeversammlung, aber eine in seinem Sinne zusammengesetzte, forderte, so laut und heftig gegen Hardenberg auf, daß er einen großen Schlag gegen sie für nötig hielt. Ihre Führer, der steifnackige und urwüchsige Marwitz auf Fredersdorf (Abb. 45) und Graf Finckenstein, die in einer Eingabe der lebusischen Stände von dem „Rechte" der alten Stände und von Hardenbergs schlechter Verwaltung zu sprechen gewagt hatten, wurden im Sommer 1811 auf einige Wochen in die Festung Spandau eingesperrt. Aber auch das war nicht viel mehr als ein Schauspiel und ein Scheinkampf. Hardenberg war böse, daß seine bureaukratischen Zirkel durch sie gestört wurden, aber innerhalb bureaukratischer Regierungsformen wollte er den tatsächlichen Einfluß des Adels schon gelten lassen. Wir wissen schon, wieweit seine Agrarpolitik von 1811 ihm entgegenkam, und war schon in jener Notabelnversammlung der Gutsbesitzerstand überstark vertreten, so wurde ihr Nachfolger, die von 1812—1815 tagende interimistische Landesrepräsentation, die nun wirklich aus Wahlen der drei Stände hervorging, so zusammengesetzt, daß den 18 Vertretern der Ritterschaft nur 12 Städte- und 9 Bauerndeputierte gegenüberstanden. Das Wichtigste, was diese Versammlung leistete, geschah im Interesse der Gutsherren. Von ihr rührt der



Abb. 61. Theodor Körner.
Stich von F. Müller nach dem Gemälde von Emma Körner. (Zu Seite 122.)

erste Entwurf jener Deklaration vom 29. Mai 1816 her, durch welche die Agrarreform eine so verhängnisvolle Wendung bekam. Daß Hardenberg sie über die Grenzen einer bloß begutachtenden Körperschaft nicht hinausgehen ließ, kann man rechtfertigen, aber auch als solche verstand er nicht sie zu behandeln und die Ansätze zu politischem Leben, die in ihr immerhin hervortraten, zu pflegen. Das zwiespältige Dasein, das sie nun führte, war noch kein Beweis gegen die Möglichkeit und den Nutzen einer preußischen Volksvertretung überhaupt. Wer sie wollte, mußte gewiß noch zunächst, wie Stein es auch wollte, die Rolle eines Erziehers für sie spielen, aber eines Erziehers, der von vornherein ehrlich und ernst eine echte politische Freiheit wollte.

Auch dann noch könnte der kühle Realist das Unternehmen belächeln, ein Volk zu politischer Freiheit zu erziehen, das noch keine politische Erfahrung und, abgesehen von seiner adligen Oberschicht, noch nicht einmal einen ausgesprochenen starken


Leyer und Schwerdt

von

Theodor Körner

Lieutenant im Lützow'schen Freikorps.

Einzige rechtmäßige, von dem Vater des Dichters veranstaltete Ausgabe.

Berlin, 1814.
In der Nicolaischen Buchhandlung.

Abb. 62. Titelseite der ersten Ausgabe von „Leyer und Schwerdt" von Theodor Körner. (Zu Seite 122.)



Abb. 63. Theodor Körner, von seinem Waffengefährten Olivier gezeichnet auf der Totenbahre am 26. August 1813 unter der Eiche bei Wöbbelin. (Zu Seite 122.)

Willen zu politischem Leben gezeigt hatte. Was besagten die einzelnen Äußerungen politischer Wünsche, wie sie wohl aus dem Bürgerstande jetzt kamen, gegenüber der politischen Erregung etwa der französischen Nation von 1789. Und die Erfahrung, die durch die Selbstverwaltung kommen mußte, konnte auch erst langsam reifen. Zweierlei ist es, was dennoch, wie uns scheint, die Verfassungsgedanken Steins und seiner Genossen rechtfertigt. Einmal die innere sittliche und vaterländische Bewegung, die jetzt die Nation auch in ihren tieferen Schichten durchwogte. Durch das Unglück ward sie sich der inneren Bande bewußt, die sie an Monarchie und Staat knüpften. Die schlichte Würde, mit der der König, und der edle Stolz, mit der seine Gattin die Demütigungen dieser Zeit trugen, weckten Gefühle im Bürgerhause und in der Bauernhütte, die zu einer stillen Erbitterung geschürt werden konnten durch alles Schlimme, was man selbst

am eigenen Leibe von den Fremden erfahren hatte. Niemals würde ein Monarch, der im Augenblicke eines bevorstehenden Krieges die wirklichen Vertreter seiner Nation zum erstenmal um sich versammelt hätte, mit einer wärmeren und willigeren Versammlung das Verfassungsleben eingeleitet haben. „Die Nation", schrieb Humboldt vorsichtig abwägend 1810, „ist im ganzen gut, vorzüglich aber gefaßt auf jede Entsagung und jegliches Opfer."

Sodann aber: wenn die unteren und mittleren Schichten den Mangel an politischer Erfahrung durch treue und hingebende Gesinnung ersetzten, so konnten die gebildeten Schichten des Bürgertums sich mit Stolz auf die geistigen Güter, die sie sich erarbeitet hatten, berufen und sie als Legitimation vorweisen auch für politische Rechte. Man verlangte zwar nicht stürmisch nach solchen Rechten einer freien Verfassung, aber, was wichtiger und fruchtbarer war, man hatte den innigen Wunsch, mit dem, was man geistig erworben hatte, dem Staate und Vaterlande etwas sein zu können.

Nicht etwa so, daß Wissenschaften und Künste unmittelbar in den Dienst politischer Zwecke zu treten und sich ihnen anzupassen hätten. Von dieser banausischen Auffassung war man weit entfernt. Man sah wohl, daß Napoleon sie hatte und nach ihr handelte. Aber, so sagte Altenstein, Wissenschaft und Kunst werden sich dereinst auch an ihm rächen, indem sie sich der höheren Tendenz anschließen und dieser den Sieg sichern. So dachte vor allem auch derjenige, der jetzt an leitender Stelle den Staat der geistigen Kultur und die Kultur dem Staate gegenüber vertrat, Wilhelm von Humboldt. Allerdings erhoffte er aus dem, was jetzt der verarmte Staat mit großer Opferfreudigkeit für Bildung und Wissenschaft tat, eine starke Wirkung auf Geist und Charakter der Nation, aber keine Wirkung, die man dirigieren und erzwingen könne. „Das wahre und bleibende Interesse des Staats besteht in der Freiheit der Entwicklung der geistigen Kräfte der Nation." Solche Freiheit wurde der nach Humboldts Plane 1810 gestifteten Berliner Universität eingeräumt. Die großen Lehrer, mit denen sie ihre Tätigkeit eröffnete, die Fichte, Schleiermacher, Niebuhr (Abb. 46) und Savigny (Abb. 48) zeigten, daß man freier, unabhängiger Forscher und leidenschaftlicher Patriot zugleich jetzt sein konnte. Glühend wünschte auch Heinrich von Kleists (Abb. 47) mächtige Dichterseele

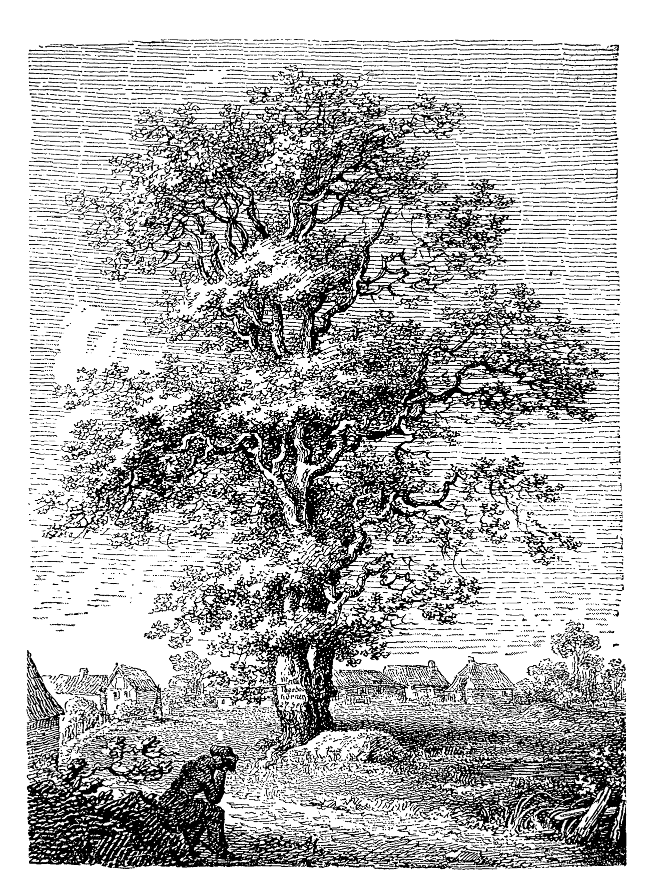


Abb. 64. Theodor Körners Grab bei Wöbbelin.
Nach einer anonymen Zeichnung, die offenbar am 27. September 1813, also vier Wochen nach Körners Tode angefertigt wurde.
(Siehe die Tafel am Baume.)

Unter der Zeichnung stehen die folgenden Verse:

Gar süß mag solch ein Schlummer sein,
In solcher Liebesnacht!
In kühler Erde schlief ich ein,
Von meiner Braut bewacht,

Und wenn der Eiche grünes Holz
Die neuen Blätter schwellt,
So weckt sie mich mit edlem Stolz
Zur ew'gen Freiheitswelt.



Abb. 65. Max von Schenkendorf. (Zu Seite 122.)

damals, dem Staate und der Nation sich darbringen zu können. Sein düsteres Schicksal im Herbste 1811, an dem auch Hardenbergs kleinliche Abneigung gegen den ihm unbequem Gewordenen eine gewisse Mitschuld trägt, zeigt wohl, daß nicht alles harmonisch war in der Allianz zwischen den freien Geistern und dem Staate. Aber insgesamt wurde diese Allianz, und daß es eine freie Allianz bleiben müsse, von beiden Teilen als ein Bedürfnis empfunden.

Es verschwand durch sie auch, man möchte sagen, die alte Begrenztheit der staatlichen Verpflichtungen. Es erwachte der Gedanke, dem Gemeinwesen zu dienen, sei eine ebenso unbegrenzte und unendliche Aufgabe, wie die Arbeit an der eigenen Individualität und den höchsten menschlichen Aufgaben. Mancher diente wohl schon als Beamter und Offizier dem Staate und war jetzt nicht mehr zufrieden mit dem, was er in seinem Amte unmittelbar leisten durfte. Wie die Menschen und die Verhältnisse damals waren, konnte ja nicht wohl eine zusammenhängende und umfassende politische Bewegung daraus erwachsen, aber man sieht statt des einen Stromes eine Unzahl kleiner Rinnsale vaterländischer Betätigung im Lande, die doch nach einer Grundrichtung gehen und sich wohl schon zu vereinigen streben.

Blickt man auf das Einzelne dabei, so erscheint es oft klein und wunderlich, aber man gewahrt auch zugleich den Wunsch, hinauszukommen in freiere und gesundere Tätigkeit. Das Gedrückte und Aufstrebende dieser Menschen nebeneinander zeigt jener vielgenannte „Tugendbund“, oder wie er sich selbst nannte, der „sittlich-wissenschaftliche Verein“, der im April 1808 in Königsberg begründet wurde von einer Anzahl Beamter, Offiziere und Gelehrter. Sein letzter und höchster Zweck, den er in seinen Statuten nicht aussprechen durfte, war die Vorbereitung auf den kommenden Befreiungskampf, und darum schenkten ihm auch die großen Reformer, von denen Boyen und Grolman (Abb. 49) ihm selbst beitraten, ihre Teilnahme, ohne die teils harmlosen, teils verschrobenen Mittel, mit denen er arbeitete, zu überschätzen. Greifbares hat der Verein, der schon im Januar 1810 sein Ende fand, nicht geschaffen, aber die Gesinnungen gewiß verstärkt, denen er entsprungen war, und hätte schon damals die Stunde des Kampfes geschlagen, so würde er unter Steins Leitung wohl auch eine kräftigere Tätigkeit entfaltet haben. Denn eine solche erhoffte Stein von ihm, und Ansätze zu geheimen insurrektionellen Verbindungen in den Provinzen gingen auch schon von Mitgliedern des Tugendbundes aus.

Wohl sticht diese Unbeholfenheit der Menschen, wenn sie einmal als freie Bürger politische Arbeit leisten wollten, von der Kraft und Sicherheit, mit der die Reformer selbst ihres Amtes walteten, ab. Sie konnten es und hatten diesen Vorsprung, weil sie sich auf die Traditionen und Mittel der alten absoluten Staatsgewalt mit stützten, aber gegenüber denen, die nichts als diese Tradition kannten, gegenüber den Routiniers und der Schar der offenen und versteckten Volksfeinde am Hofe und im Heere erwiesen sie, daß das Maximum von staatlicher Kraft jetzt nur erreicht werden konnte, wenn zu den Traditionen des alten Staates der humane, individualistische und nationale Geist hinzu-

kam. Durch diese Vereinigung schufen sie dem verstümmelten Staate in dem neuen reformierten Heere ein Machtmittel, wie er es noch nie gehabt hatte.

Will man das Wesen der Heeresreform in ein Wort zusammenfassen, so kann man sagen, daß das Heer aus einem bloßen Instrumente, das in der Hand des Kriegsherrn lag, zu einem lebendigen Organe umgeschaffen wurde. Es wurde damit nicht etwa emanzipiert von der Autorität des Kriegsherrn, aber es vollzog in anderer, selbsttätiger Weise seine Befehle. Das uralte, urmenschliche Band, das die Heerscharen an ihren Kriegsherrn in Not und Tod fesselt, wurde verstärkt durch ein neues geistiges Band, wo auch das Individuelle und Spontane der Einzelpersönlichkeit mit hinein gewebt war.

So radikal konnte man das Heer seinem Könige und ein preußisches Heer einem Hohenzollern nicht umgestalten ohne dessen eigenen bestimmten Willen. Er gab selbst in dem Ortelsburger Publikandum vom 1. Dezember 1806 und in weiteren Entwürfen eine Reihe von Reformideen an, die mit Scharnhorsts Überzeugung zusammentrafen und von ihm und Gneisenau größer und kühner weitergeführt wurden. Gleich nach dem Tilsiter Frieden wurde Scharnhorst Generalmajor und an die Spitze einer „Militärreorganisationskommission“ gestellt, in die auch Gneisenau, aber auch andere, minder geeignete und hemmende Elemente berufen wurden. Allmählich aber gelang es Scharnhorst, sich die Arme frei zu machen und seine Freunde und Gesinnungsgenossen, den straffen, löwenkühnen Grolman, den unermüdlichen und feurigen Grafen Götzen (Abb. 50) und den ihm herzlich ergebenen Boyen hineinzubringen. Ebenso wie Stein hatte aber auch Scharnhorst erst noch einen Kampf mit dem Kabinett des Königs auszufechten und die Hindernisse zu überwinden, die aus ihm der Heeresreform bereitet wurden. Der Kampf wurde freilich anders ausgetragen, als auf dem Gebiete der Staatsverwaltung. Das Militärkabinett, oder wie es damals hieß, die Generaladjutantur, wurde nicht eigentlich beseitigt, denn das enge persönliche Verhältnis, in dem jeder Hohenzollernfürst zu seinem Heere steht, erheischte notwendig, daß er aus seinem Kabinett heraus auf das Heer wirkte. Aber die Persönlichkeiten dieses Kabinetts konnten andere werden. Bisher war der Generaladjutant ein beliebiger Infanterieoffizier ohne höhere Kenntnisse gewesen. Jetzt, im Juni 1808, erreichte es Scharnhorst, vielleicht durch Steins Eingreifen, daß der bisherige unfähige Inhaber dieses Postens entfernt und er selbst mit den Geschäften des Generaladjutanten betraut wurde. Im folgenden Jahre aber wurde die Generaladjutantur überhaupt einbezogen in den Rahmen der neuen, seit 1. März 1809 funktionierenden Zentralmilitärbehörde, des Kriegsministeriums, das wiederum ein Glied des Gesamtministeriums war. Es zerfiel in zwei Hauptdepartements, das Allgemeine Kriegsdepartement und das Militär-

Faksimile eines eigenhändig geschriebenen Gedenkverses von Max v. Schenkendorf im Album des Freiherrn Ferdinand v. Schrötter.



Abb. 66. Friedrich Ludwig Jahn. Zeichnung von Georg Engelbach.
Aus der Zeichnung authentischer Bildnisse im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin.

ökonomiedepartement, und innerhalb des ersteren setzte die erste der drei Abteilungen, in die es gegliedert wurde, die Hauptfunktionen der ehemaligen Generaladjutantur fort. Ihr Vorsteher trug, unter Aufsicht und Teilnahme seines Chefs, dem Könige die Personalien der Armee vor, aber konnte darüber hinaus auch als eigene Persönlichkeit beim Könige, der solche vertraute Ratgeber nun einmal liebte, wichtig werden. Wenn aber, wie es in diesen Jahren meist geschah, Freunde Scharnhorsts, Männer wie Grolman und Boyen dieses Amt erhielten, so war das Problem, die Tätigkeit eines verantwortlichen Kriegsministers mit dem persönlichen Eingreifen des Monarchen zu vereinigen, leicht gelöst.

Das erreichte Scharnhorst freilich nicht, daß er selbst zum wirklichen Kriegsminister ernannt wurde. Aber der tatsächliche wurde er als Chef des Allgemeinen Kriegsdepartements, und die neue Behörde, mit jungen und frischen Kräften, der Blüte der militärischen Reformpartei, besetzt, ging mit Lust und Kraft an ihre Aufgabe, wie Scharnhorst sie faßte: „Den Geist der Armee zu erheben und zu beleben, die Armee und

Nation inniger zu vereinen und ihr die Richtung zu ihrer wesentlichen und großen Bestimmung zu geben." Er wehrte mit solchen Worten die Gegnerschaft derjenigen ab, die an dem Einzelnen des Neuen mäkelten und stumpf den Sinn des Ganzen verkannten. Wir werden zeigen, daß auch das Einzelne, was geschaffen wurde, scharf und stark war.

Wir fassen die Leistungen der Jahre 1807 bis 1812 zusammen und werfen zuerst einen Blick auf die Neuformation des Heeres, die 1807/8 durchgeführt wurde. Sie zeigt schon die Strenge und Energie der Grundsätze, die fortan das ganze Heerwesen durchdringen sollten. Es wurde — neben dem besonderen Vorgehen gegen die einzelnen Schuldigen oder Verantwortungspflichtigen — noch eine Art allgemeinen Gerichtes über die unrühmlichen Waffenstreckungen des Jahres 1806 abgehalten, indem diejenigen Regimenter, die in sie verwickelt waren, trotz ihrer alten, zum Teil glanzvollen Erinnerungen verschwinden sollten, so daß nur sieben unserer heutigen preußischen Infanterieregimenter ihre Geschichte über 1806 zurückdatieren können. In der Aufstellung der neuen Kadres, die man möglichst zahlreich und aufnahmefähig für zukünftige Massen plante, wurde man schwer gehemmt durch die Zwangsbestimmungen der Konvention vom 8. September 1808 über die Abtragung der Kriegskontribution. Sie beschränkte nicht nur die Gesamtfriedensstärke auf 42000 Mann, sondern auch, was noch schwächender wirkte, die Zahl der Regimenter. Dennoch wagte es die preußische Regierung, bei der Kavallerie die Zahl der ihr erlaubten Kadres bedeutend zu überschreiten, so daß 1809 19 Kavallerieregimenter neben 12 Infanterieregimentern und drei Jäger- und Schützenbataillonen dastanden. Ganz besonders nahm sich Scharnhorst der Waffe an, aus der er selbst hervorgegangen war, der Artillerie. Vor allem wurde ihr durch stärkere Bespannung im Frieden die Möglichkeit besserer Übung verschafft. Das Artillerie- und Waffenmaterial war am Ende des Krieges bis auf dürftige Reste verloren oder vernichtet. Jetzt pochten und schlugen unter Scharnhorsts Leitung die Hämmer im Lande, um Neues und Besseres zu schaffen.

Indem die einzelnen Waffengattungen leichter und handlicher in sich als bisher gegliedert wurden, traten sie nun auch untereinander in einen innigeren Zusammenhang durch die Einteilung des gesamten kleinen Heeres in sechs Brigaden, deren jede aus allen Waffen gemischt wurde. So wurde das Heer in eine Reihe lebendiger, kleiner Organismen zerlegt und das mechanische Nebeneinander der alten Zeit durch ein Miteinander im Frieden, wie auf dem Schlachtfelde, ersetzt.

Für den äußeren Schliff in der Ausbildung der Truppen hatte Scharnhorst nicht allzuviel Sinn; um so mehr für das, was im Kriege praktisch war. Darauf vereinigte er alle verfügbaren, materiellen wie moralischen Mittel. So ging es jetzt auf den Exerzierplätzen ganz anders her, wie vor 1806. Damals war das Scheibenschießen, die Schießausbildung des einzelnen Mannes bei den Linienregimentern so gut wie gar nicht betrieben worden, da das Pelotonfeuer alles leisten sollte. Durch die Instruktion über die

Sprüche gleichen dem Blitzen des Schwertes, das rasch gezogen, kräftig geschwungen und scharf geführt wird. Es ist nicht das mühsam gesuchte Wort altbackner Rede, sondern das frisch gewählte, das einem schönen Ausdruck zum Stempel dient.

Friedrich Ludwig Jahn.

Autogramm von Friedrich Ludwig Jahn.

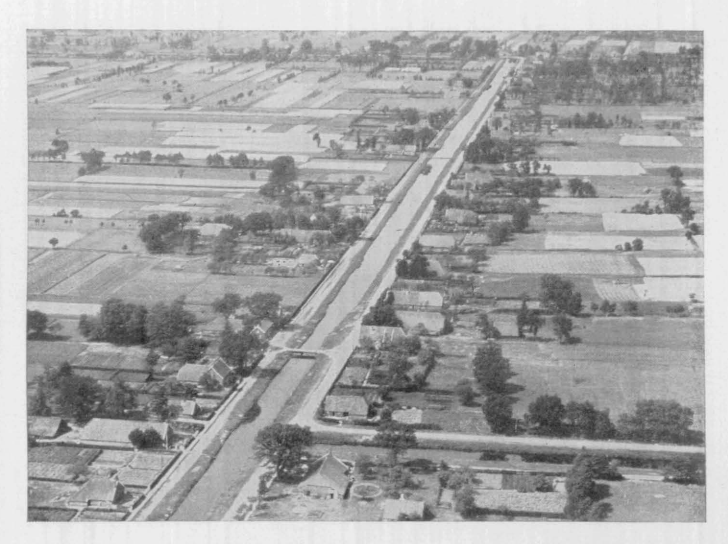
Übung der Truppen vom 3. Juni 1808 wurde jetzt das Scheibenschießen eine Hauptaufgabe. Auf der Schießfertigkeit des einzelnen beruhte die große Neuerung der französischen Kampfesweise, das Tirailleurgefecht. Auch dieses fand jetzt und in den folgenden Jahren seinen weiten Eingang bei der preußischen Linieninfanterie. Kleine Felddienstübungen sowohl der Infanterie wie der Kavallerie sollten dazu dienen, diese Waffen an Zusammenwirken zu gewöhnen. Stark beschränkt wurde der Wachdienst, der vor 1806 übermäßige Zeit und Kraft beansprucht hatte. Die besonderen Packpferde der Offiziere wurden abgeschafft, die Herren Infanterieleutnants mußten vom Pferde steigen und fortan mit Tornister marschieren, die Soldaten verloren die Zelte und erhielten die Mäntel. Fortan durften und sollten sie, da der Fuhrpark des Heeres gewaltig verkleinert wurde, auch in Feindesland requirieren.

So kamen Leben und Frische und wahrhaft kriegerische Anregung in den bisher so eintönigen Garnisondienst, so flog alter Ballast beiseite, nicht, damit der Krieger es fortan bequemer habe, sondern damit er kräftiger und hurtiger ausgreife zum Kampfe.

Aber erinnern wir uns, daß dieser Ballast einst geschichtlich bedingt und selbst notwendig gewesen war, um das Heerwesen in sicherem Gleichgewicht zu halten. Man konnte ihn jetzt nicht einfach wegdekretieren, ohne zugleich andere Gewichte zu schaffen, die in der Tiefe den inneren moralischen Zusammenhalt der verschiedenen Elemente des Heeres sicherten.

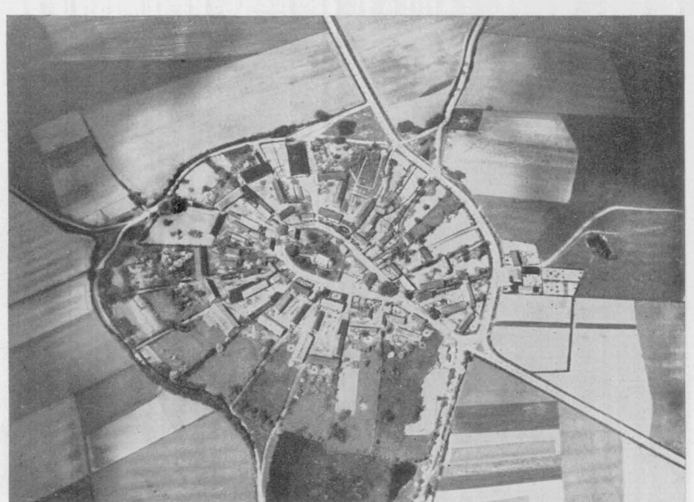
Angesichts dessen, was die jungen, ehrgeizigen Offiziere und Generale der französischen Heere geleistet hatten, galt es, zunächst dem eigenen Offizierkorps frisches Blut zuzuführen, seine starre, aristokratische Abgeschlossenheit zu lösen, die mechanische Beförderung nach dem Dienstalter zu reformieren, den berechtigten Ehrgeiz des Talents zu wecken, kurz die persönlich-individuellen wie die allgemein nationalen Triebfedern in ihm zu verstärken.

Merkwürdig radikale Stimmen ließen sich da vernehmen von zwei Zivilisten, von Hardenberg und Altenstein. Sie forderten im Jahre 1807 im Geiste der ersten Revolutionszeiten — an die, wie wir wissen, auch die große Reform der Städteordnung angeknüpft hatte —, daß die Unteroffiziere von den Gemeinen, die Subalternoffiziere von den Unteroffizieren gewählt würden. Das hätte dem ganzen Geiste der modernen europäischen Heeresentwicklung widersprochen, die aus einer inneren militärischen Notwendigkeit heraus den Offiziersstand von den Gemeinen getrennt und ihm eine unbedingte Autorität über sie gegeben hatte. Das Mittel, das die militärischen Reformer ergriffen, um ihrem Stande die reicheren Quellen der Nation zuzuführen, war ein anderes. Sie entnahmen es dem, was in ihnen selbst lebte und sie miteinander verband. Sie fühlten sich selbst als eine Aristokratie ehrgeiziger und geistig hochstrebender Talente, die aber in der Nation wurzeln wollte. So sollte jetzt das ganze Offizierkorps dastehen. Die Bevorzugung des Adels in ihm sollte fallen. Seine Autorität nach unten hin aber sollte es behalten, jetzt nur gegründet auf geistige und sittliche Überlegenheit gegenüber der Mannschaft. Kein ideales, aber ein praktisch unabweisbares Mittel dafür war die Einführung eines Examens. Das Reglement vom 6. August 1808 forderte ein Mindestmaß von Kenntnissen von jedem Offiziersaspiranten, ehe er zum Portepeefähnrich ernannt wurde, und ein zweites Examen war vor der Ernennung zum Leutnant abzulegen. Der Aspirant hatte als schlichter Gemeiner fortan, nicht mehr wie bisher als Gefreitenkorporal, einzutreten. Auch die Unteroffiziere sollten, wenn sie die Prüfung bestanden, von der Beförderung zum Offizier nicht ausgeschlossen sein. Und damit nicht nur das bloße Wissen, sondern auch die gesamte Persönlichkeit des Offiziersaspiranten zur Geltung käme, erhielten die älteren Offiziere ein Wahl- und Vorschlagsrecht bei ihrer Beförderung. Das kam zugleich auch dem guten korporativen Geiste zugute, während der schlechte korporative Geist bekämpft wurde durch die Neuerung, daß die Stellen der Regimentskommandeure ohne Rücksicht auf das Dienstalter auch aus den jüngsten Stabsoffizieren besetzt werden konnten. Und dem korporativen und individuellen Geiste gleichzeitig entsprang die Verordnung über die Bestrafung der Offiziere von 1808. Sie paßte einerseits die Strafen dem feineren und empfindlicheren Ehrgefühle der jetzigen Generation



9. Moorkolonie Papenburg (Ostfriesland)

Phot. Bildflug G. m. b. H., Leipzig



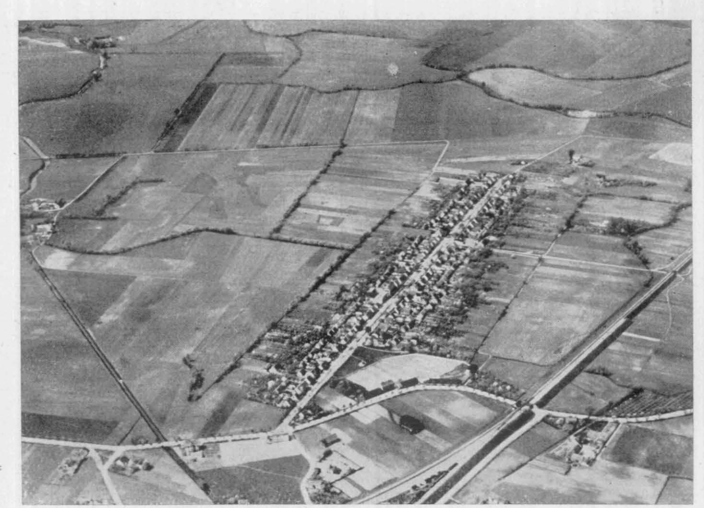
10. Rundling Brügge (Prignitz)

Phot. Robert Petschow, Berlin



11. Angerdorf Skaup, nördlich von Großenhain (Sachsen). Fränkische Gehöfte

Phot. Robert Petschow, Berlin



12. Straßendorf Neulangsow (Oderbruch)



13. Waldhufendorf Lingenau (Mosigkauer Heide)



14. Streusiedlung im Erzgebirge (bei Johanngeorgenstadt)

Photos von Robert Petschow



Abb. 67. Fürst Kutusow-Smolenskoi. (Zu Seite 122.)

an und führte anderseits Ehrengerichte der einzelnen Offizierkorps ein, die über den moralischen Wert ihrer Mitglieder wachen und die Bestrafung durch die Vorgesetzten möglichst selten machen sollten.

Wir erinnern uns der Kompagniewirtschaft, der schweren sittlichen Versuchungen, in die sie den Kompagniechef führte, und der Lähmung der kriegerischen Freudigkeit durch sie. Sie wurde jetzt, 1807 und 1808, schlechthin beseitigt. Alle Ersparnisse in der Verwaltung der Kompagnien wurden fortan kontrolliert und in die Staatskasse abgeführt, feste Gehälteretats für alle Offiziere durchgeführt und Feldzulagen im Kriege in Aussicht gestellt.

Straffere und rationellere Organisation wurde auch dem Militärbildungswesen zuteil. Die drei höchsten Militärbildungsanstalten, die Artillerieakademie, die Ingenieurakademie und die adlige Militärakademie, wurden vereinigt zu einer einzigen „Kriegsschule für Offiziere“ in Berlin, die neben der speziellen Ausbildung der Artillerie- und Ingenieuroffiziere den Zweck hatte, die begabteren Offiziere aus der ganzen Armee zu vereinigen und vorzubereiten für die höhere Adjutantur und den Generalstab. Unter dieser Kriegsschule für die Offiziere standen fortan die drei Kriegsschulen für die Vorbereitung der Portepeefähnriche. Die Kadetteninstitute, die bisher fast ausschließlich dem Adel zugute gekommen waren, würden die Reformer beseitigt haben, wenn nicht der

König seine Hand über sie gehalten hätte. Jedenfalls sollten sie fortan in erster Linie für die Söhne gefallener Offiziere, gleichgültig ob adlig oder nicht, bestimmt sein.

Es war also im ganzen keine grundstürzende Reform, die das Offizierkorps erfuhr. Es wurden ihm Einrichtungen zuteil, die dem rationalen und systematischen Geiste der modernen Staatsverwaltung und dem nationalen und individualistischen Geiste der gebildeten Stände entstammten, aber man gab die Überlieferung nicht auf, daß es eine durch bestimmte eigenartige Gesinnungen und Qualitäten zusammengehaltene Korporation sei. Wohl versuchte man gerade auch diese Gesinnungen und Qualitäten anders zu gestalten als früher, und gewiß auch nicht erfolglos, aber eben weil es eine Korporation war und bleiben sollte, mußte man ihr auch eine gewisse Freiheit der Weiterentwicklung lassen, die dann doch wieder mehr an ihre altpreußisch-aristokratischen Wurzeln angeknüpft hat. So setzte sich das Alte im Verlaufe der Zeit wieder mehr durch, als die Reformer wünschten, aber daß es wieder aufleben und stark werden konnte, verdankte es nicht nur seiner ursprünglichen Eigenkraft, sondern auch dem Neuen, was ihm eingepflanzt worden war.

In der Reform des Offizierkorps galt es, einem schon vorhandenen selbständigen Leben neue Elemente zuzuführen, in der Reform des Soldatenstandes mußte eine bisher tote und passive Masse gleichsam erst geweckt werden. Bisher war der Soldat schlechthin nur Mittel zum Zweck und fast eine Maschine gewesen. Jetzt galt es den Gedanken der deutschen Humanitätsbewegung, daß der Mensch Selbstzweck sei und in sich selbst eine Würde habe, auch im Soldatenstande zu verwirklichen. Das war die Forderung der Zeit und die Überzeugung der Reformer aus ihrer Jugendbildung her. Aufs deutlichste und stärkste aber trat es nun hier hervor, was Fichte im Laufe seiner Entwicklung gelernt hatte, daß das allgemein Menschliche jetzt seine Verwirklichung im Rahmen der Nation suchen mußte. Menschenwürde ließ sich dem Soldaten nicht einfach, wie die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts es sich wohl zuweilen geträumt hatte, zudekretieren. Sondern der Weg zur Menschenwürde des Soldaten ging über die Nation. Wenn er die ihm auferlegten harten Pflichten seines Berufes nicht bloß als von außen aufgelegte Zwangspflichten, sondern auch als innerliche und persönliche Pflichten gegen das Vaterland empfinden durfte, dann wurde er eben zu der sittlichen Persönlichkeit des Humanitätsideals, und dieses selbst stieg damit auch zu einer weiteren Stufe empor, indem es einging in das konkrete Leben, indem es nicht mehr bloß der kleinen Schar der freien Geister, sondern allen Volksgenossen Licht und Leben brachte. Erst so konnte es seine ganze Fruchtbarkeit gewähren.

Bisher waren die Ideale der Humanität und des Vaterlandes abgeprallt an der realen Struktur des Heeres, wie sie historisch und politisch bedingt war, an seiner unnationalen Zusammensetzung vor allem. Jetzt kam die politische und reale Lage jenen Idealen geradezu entgegen. Der Friede von Tilsit stellte den preußischen Staat ausschließlich auf sich und verschloß ihm jedes auswärtige Gebiet, aus dem er seine Heereskraft noch in nennenswertem Umfange hätte ergänzen können. Um wieder militärisch stark zu werden, blieb nichts anderes übrig, als diese Lage entschlossen anzuerkennen, auf die Auslandswerbung prinzipiell zu verzichten und die eigene Volkskraft intensiver anzuspannen. Das hätte auch ein Staatsmann der alten Schule in solcher Lage getan. Die Reformer aber erkannten, daß man weitere, ganz neue Steigerungen der Streitkraft erreichen werde, wenn man nicht nur die Leiber, sondern auch die Gesinnungen der Landeskinder in Anspruch nehme. Um neue reale Kraft zu gewinnen, mußte man einen idealen Flug wagen. Scharnhorst und seine Genossen waren Realpolitiker und Idealisten zugleich, wenn sie die allgemeine Wehrpflicht forderten. Sie forderten mehr, als ein bloß rechnender und an das Greifbare sich haltender Realismus fordern brauchte, denn was fiel es numerisch ins Gewicht, ob die Angehörigen der gebildeten und besitzenden Stände nach wie vor vom Heeresdienste verschont blieben. Wie klein war diese Oberschicht in der damaligen Gesellschaft, und wie reichlich der Ersatz gegen früher, wenn man schon diejenigen Exemtionen fallen ließ, die das Gewerbe, die kleinen Eigentümer und die Städte bisher genossen hatten. Sie forderten auch mehr, als der Meister aller damaligen

Realisten, Napoleon, von seiner Nation zu fordern für nötig fand. Er hatte zwar die allgemeine Konskription, die Errungenschaft der Revolution, dem Buchstaben nach beibehalten, aber den Vermögenden gestattet, sich durch Stellung eines Stellvertreters loszukaufen. Damit hatte er sich die Bourgeoisie klug verpflichtet und zugleich sich das mächtige Reservoir der nationalen Heeresergänzung gesichert. Dies Kompromiß schien auch manchem reformerisch gesinnten Staatsmanne jetzt praktisch und, wenigstens in Friedenszeiten, ausreichend; dem Kreise Scharnhorsts aber erschien es nicht nur unwürdig, sondern auch unvollkommen. Napoleon mochte seine Franzosen kennen, wenn er ihnen jenen Ausweg zwischen den Ideen von 1789 und dem Egoismus der Besitzenden bot. Scharnhorst, Boyen und Gneisenau aber kannten auch ihre Deutschen, wie sie damals waren, wenn sie — wir zitieren Scharnhorsts Worte von 1810 — jetzt erklärten: „Das Edle eines allgemeinen Prinzips in seiner Reinheit bei der Ausführung zu erhalten, ist das einzige Mittel, auf den Geist der Staatsbürger zu wirken.“ Denn das war die Eigenart der damaligen deutschen Denker, die inneren Ideale unerbittlich rein zu halten von fremdartiger Zutat und die Materie dem Geiste unterzuordnen, und der Deutsche überhaupt hatte ein feineres Empfinden für jede Fälschung und Trübung der Ideale, die man ihm bot, als der Franzose. Forderte man den Deutschen jetzt auf, ein Nationalheer zu bilden, so mußte es ein ganzes und echtes Nationalheer sein. Es war der kategorische Imperativ Kants, es war auch, wenn man will, der lebendigere, religiöse Instinkt der Deutschen, der das verlangte. „Wenn der Bauer und der arme Bürger sieht,“ so drückte sich der Immediatbericht der Konskriptionskommission vom 1. Juli 1809 aus, „daß er zu den Waffen gezwungen wird, währenddem alle, die nicht zu seiner Klasse gehören, von dieser Pflicht entbunden werden, dann kann er den Kampf für König und Vaterland nicht für so etwas Heiliges und Unerläßliches halten, daß alles andere ihm nachstehe.“ Das Prinzip streng durchführen, hieß in diesem Falle auch seine realen Wirkungen auf ihr Maximum steigern. Die Jugend der gebildeten Stände sollte, so war die höchst reale Berechnung der Reformer, ein Sauerteig für das ganze Heer werden und ihm das moralische und intelligente Übergewicht verschaffen, das die rohe Tapferkeit der bisher gegen Frankreich kämpfenden Heere entbehrt hatte.

Sie drangen freilich in diesen Jahren mit ihrer Forderung noch nicht durch, aber sie kamen um wesentliche Schritte vorwärts und sie bereiteten die Einführung in ihren Entwürfen so vor, daß sie sofort erfolgen konnte, wenn die äußeren Hindernisse fielen. Vorangehen mußte zunächst eine Reform in der Behandlung und Bestrafung des Soldaten, damit er seine Beweggründe, wie sich Gneisenau ausdrückte, nicht mehr in dem Holze, das auf seinen Rücken niedersauste, sondern im Ehrgefühl suche. Diese „Freiheit des Rückens“ wurde ihm gesichert durch die neuen Kriegsartikel und die Verordnung wegen der Militärstrafen vom 3. August 1808, eine Geburtstagsgabe des Königs an sein Heer. Der König ließ es zu, daß diese Gesetze schon auf die Einführung der allgemeinen Verpflichtung zum Kriegsdienste hinwiesen. Die Gedanken Scharnhorsts gingen zuerst auf die Errichtung einer Nationalmiliz neben dem stehenden Heere, aber die Septemberkonvention von 1808 untersagte dem preußischen Staate die Errichtung von Milizen. Indes Scharnhorst hatte damals bereits ein Mittel in der Hand, um das geplante Neue innerhalb des Vorhandenen und Erlaubten wenigstens anzubahnen: das Krümperwesen, das darin bestand, nach und nach, ohne Erhöhung der Friedensstärke, eine größere Anzahl von Kantonpflichtigen als bisher auszubilden. Drei bis fünf Mann bei jeder Kompagnie wurden entlassen, durch Rekruten ersetzt, die einen Monat lang exerzierten und dann wieder durch neue Kantonisten abgelöst wurden. Etwa 35—36 000 Krümper standen so schon im Sommer 1811 bereit.

Weiter aber wollte der König in diesen Jahren noch nicht gehen, die Gesetzesentwürfe über die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die ihm 1809 und 1810 vorgelegt wurden, ließ er unvollzogen liegen. Er hatte selbst aus eigener Gesinnung heraus den Weg zur allgemeinen Wehrpflicht bahnen lassen; die Verminderung der Exemtionen, Ausmerzung der Ausländer und Abschaffung der Leibesstrafen hatte er persönlich gefordert und betrieben. Ob er den letzten, äußersten Schritt zu ihr nun nicht

für nötig hielt, ob ihn die Unzufriedenheit der bisher Eximierten, vor allem des Adels, ob ihn die Sorgen vor Napoleons Unwillen, vielleicht auch die Befürchtung, die Kräfte des regenerierten preußischen Heeres dem Dienste des übermütigen Kaisers einmal überlassen zu müssen, bedenklich gestimmt haben? Man weiß es nicht. Es liegt hier, wie auch sonst oft, ein Schleier über den Entschlüssen des wortkargen Herrschers.

Am nächsten liegt wohl die Vermutung, daß ihn Gründe der auswärtigen Politik bestimmt haben. Die allgemeine Wehrpflicht war diejenige der inneren Reformen, die am weitesten vorstieß in die Sphäre der großen Machtinteressen. Sie wäre als ein Fanfarenstoß des Staates, als ein Weckruf verstanden worden zum großen Kampfe, auf den doch auch alles Dichten und Trachten der Reformer hinausblickte. Wenden wir uns nunmehr der Betrachtung des Befreiungskampfes selbst zu und suchen wir ihn, die wir ihn in seiner ganzen Breite und Fülle hier nicht schildern können, in seinen Höhepunkten, in den höchsten Steigerungen der sachlichen und der individuellen Kräfte zu erfassen. Höhepunkte aber sind für uns einmal die großen realpolitischen Momente, die den Gang der Ereignisse bestimmten, und dann die Gedanken und Taten der führenden Reformer im Kampfe mit jener Weltlage.

VI.

Der Befreiungskampf.

Es steht mit diesem Kampfe der Reformer gegen die großen Macht- und Weltverhältnisse, durch die ihr Vaterland und damit sie selbst niedergedrückt wurden, ähnlich, wie mit ihrem Kampfe gegen die alten, ihrem Lebens- und Staatsideal widerstrebenden Einrichtungen im Inneren. Hier wie dort erfochten sie große Siege, aber erreichten durchaus nicht alles, was sie wollten. Sie waren auch hier vielfach die Überflieger des Wirklichen und Möglichen, sie trieben auch als Befreier ihres Staates keine reine Realpolitik, aber freilich eine Politik, die gewaltigere reale Wirkungen schließlich hatte, als eine nur mit dem Möglichen sich begnügende Realpolitik erreicht haben würde.

Um diese Spannungen und Lösungen zu verstehen, muß man sich den ungeheuren Gegensatz vor Augen führen, in dem die äußere Macht Preußens zu seinem inneren Wollen stand. Im Innern des Staates atmete ein neuer autonomer Geist und breitete sich energisch aus, aber nach außen hin hatte man die Autonomie schlechthin verloren. Preußen verdankte seine Erhaltung als Staat lediglich der politischen Kombination des Tilsiter Friedens und des durch ihn begründeten russisch-französischen Alliansystems. Aus Rücksicht auf Rußland und wegen seiner weiteren, dem Kampfe gegen England entspringenden Ziele ließ Napoleon Preußen als schwachen Mittelstaat bestehen, aber so, daß er es jederzeit, wenn es aufbegehrte und ihm hinderlich wurde, zerdrücken konnte. Eine enorme Kontribution und möglichst lange Okkupation preußischen Gebietes oder wenigstens einiger Hauptfestungen waren die daumschraubenartigen Mittel, die er dazu gebrauchte. So gepreßt und umringt von Napoleons Vasallen, den Rheinbundstaaten und dem Herzogtum Warschau, richtete der König wohl hoffende Blicke auf seinen Freund, den Zaren Alexander. Der aber war zunächst viel zu sehr beschäftigt, die Früchte der Tilsiter Allianz für sich selbst einzuheimsen, um Preußen mehr bieten zu können als gute Ermahnung, sich in die Zeiten zu schicken. Er konnte wohl das Ärgste verhindern, daß Preußen noch weiter, durch Verlust Schlesiens, verstümmelt wurde, und so wurde durch die russisch-französische Allianz Preußen wohl vor weiterem Sinken bewahrt, aber auch an Händen und Füßen gebunden und in seinen Hilfskräften ausgesogen. In dieser Lage war es, daß Stein und Scharnhorst 1807 und 1808 dem Könige den Rat gaben, sich völlig in Frankreichs Arme zu werfen, ihm preußische Truppen, 30—40 000 Mann, für seine kontinentalen Kriege anzubieten, um so Erleichterung von dem furchtbaren Drucke, den er auf Preußen ausübte, zu erlangen. Sie rieten es, obgleich sie in Napoleon den Feind aller Freiheit sahen. Sie hofften wohl, so mag man sich ihre



Abb. 68. Feldmarschall Gebhard Leberecht von Blücher. Gemälde von Gebauer.
Aus der Sammlung authentischer Bildnisse im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin. (Zu Seite 122.)

schwer zu durchdringenden Motive denken, daß Preußen dann wenigstens im Innern Atem schöpfen und wieder zu Kräften kommen könne, sie hofften vielleicht weiter, durch die Kriege und Siege preußischer Truppen an Napoleons Seite neue militärische Kraft, neues politisches Gewicht und territoriale Vorteile zu gewinnen. Als Scharnhorst im Sommer 1810 den Rat, sich mit Napoleon näher zu verbinden, wiederholte, meinte er, daß „bei einer gewissen inneren Stärke“ diese Verbindung nicht sehr gefährlich sei und zu großen Vorteilen führen könne. Es wäre eine dämonische Politik gewesen, mit Haß im Herzen sich in die Arme des Feindes zu werfen, wieder stark werden zu wollen durch die Dienstbarkeit, die man ihm widmete, und auf die Stunde der Rache zu harren. Es hieß das Ziel der Freiheit erstreben auf den Wegen der Unfreiheit. Es war die Politik starker und mächtiger Charaktere, die sich wohl zutrauten, auch unter dem Joche der Knechtschaft freie Männer zu bleiben, sich selbst nicht zu verlieren und zur rechten Zeit die Ketten zu zerreißen. Es war die Politik des heroischen Individuums, wie sie eben damals der kongeniale Dichter der Hermannsschlacht in seinem Helden, der Fuchs und Löwe zugleich war, zur Anschauung brachte. Aber war es noch die Politik preußischer Staatsmänner? Sie vergaßen, daß sie nicht der Staat waren, daß dieser durch die vorgeschlagene Hingabe an das französische System innere und äußere Wandlungen erfahren konnte, die unabhängig waren von ihrem Willen, die ihn nicht der Freiheit, sondern noch tieferer Unfreiheit zuführten. Sie verschrieben, wie der Biograph Steins treffend gesagt hat, Gift dem verzweifelten Zustand des Staates. Sie selbst waren ihrer sicher, daß sie das Gift vertragen würden, aber der Körper des Staates war anders organisiert als der Körper eines willensstarken Individuums. Hier, wenn irgendwo, überflog das Individuum den Staat und zeigt sich das Unpreußische und Überpreußische in der Denkweise der großen Reformer.

Nicht lange darauf, so schlug ihre Überkraft in das andere Extrem hinüber, aber in ein Extrem, das ihnen natürlicher und besser anstand. Napoleon schlug die preußischen Bündnisanerbietungen aus, drückte weiter auf die Kontribution und erzwang jene demütigende Konvention vom 8. September 1808. Zugleich aber brach der Freiheitskampf der Spanier die erste Bresche in Napoleons Herrschaft, und Österreich machte die ersten Anstalten, wieder loszuschlagen. Da loderten die Hoffnungen der großen Patrioten mächtig empor. Jetzt erklärten sie umgekehrt, daß eine Verbindung Preußens mit Napoleon seinen Untergang nicht verhindern, sondern nur verzögern würde. „Einmal in der Höhle des Zyklopen,“ sagte Gneisenau, „können wir bloß auf den Vorzug rechnen, zuletzt verzehrt zu werden.“ Österreich jetzt allein kämpfen und unterliegen zu lassen, hieß nach ihrer Meinung Preußen dem sicheren Schicksal der sofortigen Entwaffnung hinterher auszusetzen. Jede Nerve also, rief Stein aus, muß man spannen, jede Kraft in Tätigkeit setzen. Und man staunt in der Tat vor ihren gewaltigen Entwürfen zu einer allgemeinen Insurrektion in Norddeutschland, die schlechthin alle bürgerlichen Verhältnisse revolutioniert hätten. Wer sich lau oder der Sache des Feindes geneigt zeige, verliere Güter und Vermögen. Man veröde, so forderte Gneisenau weiter, die Gegend, wo der Feind vordringe, schaffe Frauen und Kinder an unzugängliche Orte. Man erkläre alle deutschen Fürsten, die gegen uns marschieren lassen, ihrer Throne verlustig und lasse ihre Untertanen sich würdigere Regenten wählen. Jeder Adel, der nicht im Kriege neu verdient wird, höre auf. Und inmitten dieser stürmischen Kämpfe und Umwälzungen sollte sich zugleich dann auch der preußische Staat zu einem freien und kräftigen Verfassungsstaate verjüngen, „glücklich im Innern, geachtet und gefürchtet von außen“. Entsprach das aber wohl noch einer preußischen Real- und Machtpolitik, wenn Preußen gleichzeitig feierlich erklären sollte, kein deutsches Gebiet mit dem seinigen vereinigen zu wollen? „Nur diejenigen deutschen Völker, welche mit uns unter gemeinschaftlichen Gesetzen leben wollen, werden in unsern Bund aufgenommen.“ Immerhin hatte das revolutionäre Frankreich einst mit ähnlichen idealen Grundsätzen seinen Kampf gegen das alte Europa begonnen und ihn sehr realpolitisch zu Ende geführt. So wäre es auch hier schließlich gegangen, wenn Gneisenaus Entwürfe hätten verwirklicht werden können, aber Preußen hätte auf diesem Wege auch aufgehört preußisch zu sein und wäre

Kraft, die in ihm jetzt aufgerührt war, schon auch die Schranken seines eigenen ethischen Ideals.

Für solche Sturm- und Gewaltpolitik war der König nimmermehr zu haben. Als einer der Agitationsbriefe Steins von den Franzosen im Spätsommer 1808 aufgefangen wurde, war seine Stellung dermaßen kompromittiert, daß der König ihn nur hätte halten können, wenn er entschlossen gewesen wäre, bald loszuschlagen. Auch die inneren Gegner Steins, die Feudalpartei, erhob ihr Haupt und nicht nur sie, sondern auch Hardenberg warnte das Königspaar vor den revolutionären und demokratischen Konsequenzen der Steinschen Insurrektionspläne. So kam Stein am 24. November 1808 zu Falle, in gewissem Sinne durch eine Reaktion des preußischen Staatsgedankens gegen den überpreußischen Stürmer und Dränger. Denn Stein und die Seinen schreckten nicht vor der Möglichkeit zurück, daß die Erhebung Preußens zu seinem Untergange führe. Der König aber wollte nur dann den Befreiungskrieg wagen, wenn er wenigstens eine gewisse Bürgschaft für die Erhaltung der preußischen Existenz hätte durch die Mitwirkung nicht nur Österreichs, sondern auch Rußlands.

* * *

So konnte es kommen, daß im Jahre 1807 nicht Preußen, sondern Österreich einen Kampf begann, der einen Keim zum großen deutschen Nationalkriege in sich trug. Auch in Österreich wehten seit den Erfahrungen des Jahres 1805 frischere Winde, wurden die Herzen auch so mancher regierender Männer weiter und kamen Reformtendenzen in Heer und Verwaltung empor, die an diejenigen Preußens erinnern. Was jetzt der treffliche Graf Philipp Stadion, der Leiter der Politik, und Erzherzog Karl (Abb. 53), der kriegserfahrene Generalissimus Österreichs, hier leisteten, stand freilich an Energie und Konsequenz hinter dem Tun der preußischen Reformer zurück, und indem sie jetzt für die Erhebung ihres Staates gegen Napoleon auch an die populären Kräfte appellierten, wurden auch sie wie Friedrich Wilhelm III. und Hardenberg dabei von der Sorge geplagt, ob man sie werde in Zügel halten können. Dennoch wagte man es 1809, eine richtige „Landwehr“ neben dem stehenden Heere aufzustellen, die nicht bloß eine Schöpfung der Behörden blieb, sondern auch aus der opferwilligen Begeisterung des Volkes ihre Kraft zog. Und indem Österreich im April 1809 es wirklich wagte, ohne den Rückhalt einer Allianz mit einer anderen Regierung loszuschlagen, wurde es durch sein politisches Interesse selbst genötigt, auf Erhebungen in Deutschland, auf das nationale Element überhaupt seine Hoffnung zu setzen. Seine eigenen Soldaten redete es an: „Eure deutschen Brüder, jetzt noch in feindlichen Reihen, harren auf ihre Erlösung,“ und den Deutschen rief man zu: „Nehmt die Hilfe an, die wir Euch bieten! Wirkt mit zu Euerer Rettung!“

Das rheinbündische Deutschland hatte für solche Stimmen freilich noch kein Ohr. Hier war der Anschluß an Napoleon noch schlechthin Staatsraison. Die Reformen, die man in diesen Jahren hier vornahm, hatten wohl auch die Absicht, das aus alten und neuen Landesteilen zusammengewürfelte Staatsgebiet zu einer politischen Einheit zu erheben, aber nicht die Kräfte der Nation, sondern die des Beamtenstandes sollten das vollbringen. Und wo nun etwa im ehemaligen Deutschordensgebiete an der Tauber die Bauern auf die Kunde von Österreichs Siege bei Aspern die Waffen ergriffen, geschah es mehr in jener altertümlichen, territorialen und partikularistischen Gesinnung, wie sie auch dem Tiroleraufstand unter Andreas Hofers (Abb. S. 85) heldenhafter Führung eigen war.

Etwas moderneren und allgemein deutscheren Zug hatten die vereinzelten Erhebungen in Norddeutschland, wo Oberst Dörnberg (Abb. 54) im April 1809 und Oberst Emmerich im Juni 1809 es versuchten, das Königreich Westfalen zu insurgieren, und wo der kühne Zug des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig mit seinem kleinen Korps von Böhmen bis zur Nordsee durch freudig bewegte Bevölkerungen führte. Auf den Geist dieser Bevölkerungen rechneten ja auch Stein und die preußischen Patrioten, aber um-

bis aufs Messer in Norddeutschland zu organisieren. Was er entwarf und dem Könige empfahl, war, wie er selbst sagte, Poesie der edelsten Art — eine solche aber ist immer Realität und Illusion zugleich. Realität war vor allem die moralische Kraft, die in diesen Entwürfen zutage trat, aber gemischt mit der Illusion, daß sie dem Volke in gleichem Grade innewohne, Realität war auch in dem Bilde, das sie von der schrankenlosen Eroberernatur Napoleons sich machten, enthalten, aber auch wieder gemischt mit Illusion. Denn sie sahen Napoleon schlechthin nur als eine einheitliche, ihren eigenen inneren Machttrieben folgende Naturgewalt an, während er nicht nur dies war, sondern zugleich auch gebunden und bedingt durch die Weltverhältnisse und die Kombinationen seiner eigenen politischen Zwecke, durch den „Wechsel der Begebenheiten", auf den Hardenberg, mit leichtblütigem Optimismus und politischem Instinkt zugleich, seine Hoffnung setzte. Höchste Realität aber lag, obwohl es zunächst aus reinem Glauben floß, in dem kühnen Worte, daß die Macht des Kaisers nicht so furchtbar sei, wie sie scheine.

So hofften und glaubten sie und waren doch zugleich auch darauf gefaßt, daß ihre Erhebung zum Untergange Preußens führen könne. „Laßt uns," rief Boyen dem Staatskanzler zu, „als Männer von Ehre dem Sturm entgegengehen, damit die Nachwelt nicht ganz an dem Werte des Zeitalters verzweifle." Auch für ihn, den reinsten Preußen dieses Kreises, gab es höhere Güter, als die Hinfristung des Staates um jeden Preis. Das „Zeitalter" und der „Mann" sprach aus ihm.

Niemals wird es zu entscheiden sein, welchem Schicksal sie Preußen entgegengeführt haben würden und ob die Rüstungen, die sie im Sommer 1811 fieberhaft betrieben, ausgereicht haben würden, um standzuhalten. Die Politik des Königs, der durch die Annahme der drückenden Allianzbedingungen Napoleons die schwere Krisis des Staates vorläufig beendigte und seine Existenz hinüberrettete über die Ereignisse von 1812, wurde durch den äußeren Erfolg wohl schließlich gerechtfertigt — aber doch nur dadurch gerechtfertigt, daß dem Staate zugleich auch die Männer nicht verloren gingen, die 1808, 1809 und 1811 Kühneres gewollt hatten, als er. Denn ohne sie hätte 1813 für Preußen und Deutschland einen anderen Verlauf genommen. Es war ein gnädiges Geschick, das sie damals mit dem preußischen Staate wieder zusammenführte, denn die Gefahr war nicht gering, daß sie durch die Begebenheiten des Jahres 1812 ihm entfremdet wurden. Ein Teil von ihnen verließ den preußischen Dienst, als der König im Februar 1812 den Unterwerfungsvertrag mit Frankreich abschloß. Sie hofften und wünschten wohl, nicht dauernd von ihm sich zu trennen, aber wer konnte damals ahnen, wie lange und wie tief der Staat in die Knechtschaft verstrickt bleiben würde. So packte eine trübe Verzweiflung die Scheidenden. In einer Aufzeichnung, die einer von ihnen, Clausewitz, damals „auf den heiligen Altar der Geschichte" niederlegte, schrieb er: „Ich glaube und bekenne, daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist; daß dieser Gifttropfen in dem Blute eines Volkes in die Nachkommenschaft übergeht und die Kraft späterer Geschlechter lähmen und untergraben wird." In den Augenblicken der höchsten Spannung im Oktober 1812, als Moskau schon in Flammen gestanden hatte, Napoleon aber noch im Herzen Rußlands geglaubt wurde und preußische Truppen in den Ostseeprovinzen für ihn kämpften, richtete sich Gneisenau stolz und erbittert empor und brach in die absagenden Worte aus: „Armes Deutschland, von deinen Fürsten zur Sklaverei gezähmt, können deine redlichsten Söhne künftighin nur für ein fremdes Land fechten." „Es ruht ein Fluch auf allen diesen Fürstenkindern," sagte er in denselben Tagen und wiederholte beifällig das Wort des Erzherzogs Karl: „Die Welt kann nur durch einen Mann, nicht geboren im Fürstenstande, gerettet werden." Da kam der Revolutionär in ihm heraus, der über die alten Dynastien den Stab brach —, man darf auch sagen, der Weltbürger Fichtes, der den Gedanken fassen konnte, sich fortan dahin zu wenden, wo Licht sei und Recht. Denn darauf lief es hinaus, wenn er im November 1812 seine Hoffnung auf englische Eroberungen in Deutschland setzte. England, meinte er, solle den eroberten Landschaften seine Konstitution geben, sie mit sich vereinigen als einen integrierenden Teil des britischen Reichs, wo dann „die so mit Britannien vereinigten Völker sich unter einer freien Verfassung höchst

und große Verkörperung. Was Stein damals vermochte im Kampfe mit der Weltlage, vermochte er nur durch die Kraft eines persönlichen Einflusses, den er auf den Zaren Alexander ausübte. Aber dieser Einfluß hat damals, nach allem, was man weiß, eine weltgeschichtliche Wirkung geübt. Stein war es, der allem Anschein nach den Zaren vermochte, den Krieg über die russische Grenze hinüberzutragen, ihn nicht bloß als einen nationalrussischen, sondern als einen allgemeinen europäischen Befreiungskrieg zu führen. Von diesem Entschlusse hing Preußens und Deutschlands Schicksal damals ab, ohne ihn würde der preußische Staat an Napoleon gekettet geblieben sein. Es mag demütigend scheinen, daß es so mit Preußen stand und daß der Entschluß einer fremden Großmacht nötig war, um die in ihm angesammelte Kraft frei zu machen. Wer aber die Macht der großen Weltverhältnisse kennt, wird sich erinnern, daß einst auch die Geistesbewegung der Reformation abhing von den Entschlüssen der großen Mächte. Ausschließlicher Herr der Dinge ist aber auch die Macht nicht. Eben in Alexanders Entschluß sehen wir die Wirkung von Macht und Geist, der großen Weltverhältnisse und des großen Individuums, miteinander verschlungen.

Immerhin erwartete auch Preußen nicht ganz regungslos sein Schicksal. Der König hatte sich in die französische Allianz begeben, weil er Napoleons Glück und Genie für unüberwindlich hielt, aber im Herzen stand er auf Rußlands Seite, und schon im August 1812 ließ er, wie jüngst erst bekannt geworden ist, durch den Major von Wrangel dem Führer des preußischen Korps in Rußland die geheime Weisung zukommen, für den Fall, daß die Franzosen wirklich über die Grenze zurückgedrängt würden und die Russen ihnen folgten, sich von den Franzosen zu trennen und auf Graudenz zurückzuziehen. Auf Grund dieser geheimen Weisung, aber immer noch in einer Lage, die auch seiner eigenen Verantwortung Großes zumutete, schloß dann General von York (Abb. 58) am 30. Dezember 1812 auf der Mühle zu Poscherun die Tauroggener Konvention mit den Russen ab, die das bisher gegen sie kämpfende preußische Korps zur vorläufigen Neutralität verpflichtete. Es war das erste große, jubelnd begrüßte Wahrzeichen, das dem preußischen und deutschen Volke wurde, daß nun der Tag der Befreiung nahe. Und man empfing es von einem Manne, der ihm durch seinen Charakter auch den Wert einer persönlichen und die Volksphantasie ergreifenden Tat zu geben vermochte. Der beherzte Entschluß des finsteren, schwerflüssigen Generals erschien wie ein Blitz aus einer dunklen Wolke.

Die Entscheidung für Preußens Erhebung aber brachte er noch nicht. In den ersten Wochen des Jahres 1813 rangen die alte und die neue Seele des Staates noch einmal schwer miteinander. Die neue Seele forderte die nationale Befreiung und drängte damit hinaus über die Schranken des rein preußischen Staatsinteresses zu einem allgemein deutschen Kampfe. Die alte Seele erwog, was alles dabei für den preußischen Staat auf dem Spiele stände. „Ich höre rufen: Deutschland, Deutschland,“ schrieb Ancillon, einer ihrer Wortführer, am 4. Februar 1813 dem Könige, — „erinnern wir uns, daß wir Preußen sind, zuerst und vor allen Dingen.“ So dachte auch der König und wollte jetzt nur in Gemeinschaft mit Österreich handeln, das ebenso wie er sich mit einem Frieden begnügt haben würde, der die Macht Napoleons etwas einschränkte, aber nicht vernichtete. Denn man fürchtete schon statt des französischen Übergewichtes das russische und fürchtete namentlich jetzt die Pläne Alexanders auf Wiederherstellung eines Königreichs Polen unter russischer Hoheit. Rüsten mußte man freilich, um respektiert zu werden, auf jeden Fall, und so wurden nun die Krümper wieder zu neuen Bataillonen zusammengezogen, es erging am 3. Februar 1813 die Bekanntmachung wegen Errichtung der Jägerdetachements, die die Jünglinge der gebildeten Stände zu den Waffen rief, es wurden am 9. Februar die bisherigen Exemtionen von der Kantonpflicht für die Dauer des Krieges überhaupt aufgehoben. Noch war damit nicht gesagt, gegen wen der Krieg fortan gehen solle. Aber die volkstümlichen Elemente, die man schon damit entfesselte, drängten mit stürmischer Gewalt dorthin, wohin auch die großen Reformer jetzt den König haben wollten. Seine Generale begannen schon eigenmächtige Märsche; man mußte, falls der König noch lange zauderte, auf eine spontane Volks-



Schlesische privilegirte Zeitung

No. 34. Sonnabends den 20. März 1813.

Se. Majestät der König haben mit Sr. Majestät dem Kaiser aller Reußen ein Off- und Defensiv-Bündniß abgeschlossen.

An Mein Volk.

So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft, über die Ursachen des Kriegs welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Meiner Unterthanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstands verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sey, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter

---

Facsimile der Nummer der Schlesischen Zeitung vom 20. März 1813, in welcher der Aufruf „An mein Volk" zuerst erschien. (Die Zeitung erschien dreimal wöchentlich.) Nach dem von der Verlagshandlung W. G. Korn in Breslau zur Verfügung gestellten Exemplare.

ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweitzer und Niederländer.

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden: denn, unser Beginnen ist groß, und nicht geringe die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen, für das Vaterland, für Euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth, und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen, werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber, welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu seyn.

Es ist der letzte entscheidende Kampf den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit unsern Wohlstand; keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen: Gott und unser fester Willen werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau den 17. März 1813. **Friedrich Wilhelm.**

An Mein Kriegesheer.

Vielfältig habt Ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen. — Der Augenblick dazu ist gekommen! — Es ist kein Glied des Volkes, von dem es nicht gefühlt würde. Freiwillig eilen von allen Seiten Jünglinge und Männer zu den Waffen. Was bei diesen freier Wille, das ist Beruf für Euch, die Ihr zum stehenden Heere gehört. Von Euch — geweiht das Vaterland zu vertheidigen — ist es berechtigt zu fordern, wozu Jene sich erbieten.

Seht! wie so Viele Alles verlassen, was ihnen das Theuerste ist, um ihr Leben mit Euch für des Vaterlandes Sache zu geben. — Fühlt also doppelt Eure heilige Pflicht! Seyd Alle ihrer eingedenk am Tage der Schlacht, wie bei Entbehrung, Mühseligkeit und innerer Zucht! Des Einzelnen Ehrgeiz — er sey der Höchste oder der Geringste im Heere — verschwinde in dem Ganzen: Wer für das Vaterland fühlt, denkt nicht an sich. Den Selbstsüchtigen treffe Verachtung, wo nur dem allgemeinen Wohl es gilt. Diesem weiche jetzt Alles. Der Sieg geht aus von Gott! Zeigt Euch seines hohen Schutzes würdig durch Gehorsam und Pflichterfüllung. Muth, Ausdauer, Treue und strenge Ordnung sey Euer Ruhm. Folgt dem Beispiel Eurer Vorfahren; seyd ihrer würdig und Eurer Nachkommen eingedenk!

Gewisser Lohn wird treffen den, der sich auszeichnet; tiefe Schande und strenge Strafe den, der seiner Pflicht vergißt!

Euer König bleibt stets mit Euch; mit Ihm der Kronprinz und die Prinzen Seines Hauses. Sie werden mit Euch kämpfen — Sie und das ganze Volk werden kämpfen mit Euch, und an Unserer Seite ein zu Unserer und zu Teutschlands Hülfe gekommenes, tapferes Volk, das durch hohe Thaten seine Unabhängigkeit errang. Es vertraute seinem Herrscher, seinen Führern, seiner Sache, seiner Kraft — und Gott war mit ihm! So auch Ihr! — denn auch Wir kämpfen den großen Kampf um des Vaterlandes Unabhängigkeit.

Vertrauen auf Gott, Muth und Ausdauer sey Unsere Loosung!"

Breslau, den 17ten März 1813. Friedrich Wilhelm.

Urkunde
über die Stiftung des eisernen Kreuzes.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen rc. rc.

In der jetzigen großen Katastrophe, von welcher für das Vaterland Alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigenthümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Uebel einer eisernern Zeit ertrug, nicht zur Kleinmüthigkeit herabsank, bewährt der hohe Muth, welcher jetzt jede Brust belebt und welcher, nur auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend, ausharren konnte.

Wir haben daher beschlossen, das Verdienst welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege, entweder im wirklichen Kampf mit dem Feinde oder außerdem im Felde oder daheim jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbstständigkeit, erworben wird, besonders auszuzeichnen und diese eigenthümliche Auszeichnung nach diesem Kriege nicht weiter zu verleihen.

Dem gemäß verordnen Wir wie folget:

1. Die nur für diesen Krieg bestehende Auszeichnung des Verdienstes Unserer Unterthanen um das Vaterland ist

das eiserne Kreuz

von zwei Klassen und einem Groß-Kreuz.

2. Beide Klassen haben ein ganz gleiches in Silber gefaßtes schwarzes Kreuz von Gußeisen, die Vorderseite ohne Inschrift, die Kehrseite zu oberst Unsern Namenszug F. W. mit der Krone, in der Mitte drei Eichenblätter und unten die Jahreszahl 1813. und beide Klassen werden an einem schwarzen Bande mit weisser Einfassung wenn das Verdienst im Kampf mi dem Feinde erworben ist, und an einem weissen Bande mit schwarzer Einfassung we n dies nicht der Fall ist, im Knopfloch getragen; die erste Klasse hat neben dieser Dekorat on noch ein Kreuz von schwarzem Bande mit weisser Einfassung auf der linken Brust; und das Großkreuz, noch einmal so groß als das der beiden Klassen, wird an dem schwarzen Bande mit weisser Einfassung um den Hals getragen.

3. Die Militair-Ehrenzeichen erster und zweiter Klasse werden während der Dauer dieses Krieges nicht ausgegeben; auch wird die Ertheilung des rothen Adler-Ordens zweiter und dritter Klasse so wie des Ordens pour le mérite, bis auf einige einzelne Fälle, in der Regel suspendirt. Das eiserne Kreuz ersetzt diesen Orden und Ehrenzeichen und wird durchgängig von Höheren und Geringeren auf gleiche Weise in den angeordneten zwei Klassen getragen. Der Orden pour le mérite wird in außerordentlichen Fällen mit drei goldenen Eichenblättern am Ringe ertheilt.

4. Die zweite Klasse des eisernen Kreuzes soll durchgängig zuerst verliehen werden; die erste kann nicht anders erfolgen, als wenn die zweite schon erworben war.

5. Daraus folgt, daß auch diejenigen, welche Orden oder Ehrenzeichen schon besitzen und sich in diesem Kriege auszeichnen, zunächst nur das eiserne Kreuz zweiter Klasse erhalten können.

6. Das Großkreuz kann ausschließlich nur für eine gewonnene entscheidende Schlacht, nach welcher der Feind seine Position verlassen muß, desgleichen für die Wegnahme einer bedeutenden Festung, oder für die anhaltende Vertheidigung einer Festung die nicht in feindliche Hände fällt, der Kommandirende erhalten.

7. Die jetzt schon vorhandenen Orden und Ehrenzeichen werden mit dem eisernen Kreuz zusammen getragen.

8. Alle Vorzüge, die bisher mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster und zweiter Klasse verbunden waren, gehen auf das eiserne Kreuz über. Der Soldat, der jetzt schon das Ehrenzeichen zweiter Klasse besitzt, kann bei anderweitiger Auszeichnung nur zuerst das eiserne Kreuz der zweiten Klasse erhalten; jedoch erhält er mit demselben zugleich die mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster Klasse verbundene monatliche Zulage, die aber fernerhin nicht weiter vermehrt werden kann.

9. In Rücksicht der Art des verwirkten Verlusts dieser Auszeichnung hat es bei den in Ansehung Unserer übrigen Orden und Ehrenzeichen gegebenen Vorschriften sein Bewenden.

Urkundlich unter Unserer allerhöchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Königlichen Insiegel. Gegeben Breslau den 10ten März 1813.

Friedrich Wilhelm.



Abb. 74. Fürst C. Schwarzenberg. Stich von Wachsmann. (Zu Seite 125.)

erhebung gefaßt sein. Am 23. Februar endlich entschloß sich der König, seinem Volke nachzugeben, und ließ am 27. Februar in Breslau das Kriegsbündnis mit Rußland abschließen.

So trat nun wirklich das preußische „Volk“ auf die Bühne der Geschichte. Bisher hätte man immer noch zweifeln können, ob denn das „Volk“, auf das die Reformideen und die Erhebungspläne der Patrioten rechneten, auch tatsächlich existiere, ob es nicht bloß ein Reflex, ein Postulat ihrer individuellen Lebensideale sei. Das Frühjahr 1813 beseitigte jeden Zweifel darüber. Wohl spiegelte sich die charakteristische Spaltung der Nation in die kleine Schicht der Gebildeten und die große, überwiegende Masse der Kleinbürger und Bauern auch in den neuen militärischen Institutionen, den freiwilligen Jägerkorps einerseits, der Landwehr anderseits, die auf Grund der Verordnung vom 17. März alle nicht zu den Linienregimentern eingezogenen Wehrfähigen vom 17. bis 40. Lebensjahre umfaßte. Aber es dauerte nicht lange, so wurde dieser Dualismus überwunden, und die freiwilligen Jäger wurden nach Scharnhorsts Idee eine Pflanzschule für das Offizierkorps der Landwehr. Und die Landwehr wurde eine rechte Nationalanstalt schon dadurch, daß den Ausschüssen der Kreise, in denen nun alle Stände vertreten waren, die Errichtung der Landwehr übertragen wurde. Was diese dann im Laufe der nächsten Monate mit einem Minimum von Mitteln leisteten, bewies, daß nun auch der Dualismus zwischen Staat und Volk überwunden war. Der

alte Beamten- und Militärstaat war nicht verschwunden, und seine Disziplin und Autorität war auch jetzt nicht entbehrlich, aber die strenge Kraft, die er zur Durchführung des gesamten Rüstungswerkes übte, wurde nun empfunden als der Wille der Nation selbst. Und im Sinne Gneisenaus wirkte sie nun zusammen mit jenen höchsten Mächten des Lebens, Religion und Poesie, die von sich aus mit auf den Kampfplatz der Nation traten als Größte der „Freiwilligen". Ein mächtiger Prediger und Sänger zugleich war jetzt Ernst Moritz Arndt seinem Volke. Er predigte einen Gott der Freiheit, des Zornes und der Kraft und sang von den stärksten Empfindungen, die den Mann, der das Schwert erhoben hat, durchglühen können. In Körner (Abb. 61—64), dem jugendlichen Lützower, erschien die Poesie im Feldlager selbst, um Leben zu werden und den Tod zu teilen, dem jeder Kämpfer ins Auge zu schauen hatte. Schenkendorfs (Abb. 65) zarte und innige Lieder aber spannen Fäden hinüber von der preußischen Volkserhebung zu einer nationaldeutschen Romantik, zu Träumen von einstiger und werdender Kaiserherrlichkeit.

Gewordenes und Werdendes war in dem Akkorde dieser gesamten Erhebung überhaupt vereint. Wer sich recht realistisch den spezifisch preußisch-fridericianischen Zug und die Tradition des Militärstaates in ihr vor Augen führen will, lese den Bericht des englischen Obersten Lowe über sie: „Es ist eine allgemeine Erhebung des Volkes, aber verschieden von der in Spanien; sie ist in feste Ordnung gebracht. Die jungen Leute betrachten es als notwendig, Uniform zu haben und geübt zu sein, ehe sie Soldaten heißen können; dies vermehrt ihre Tapferkeit." Wer noch altertümlichere Kriegsgedanken verbunden mit den modernen der französischen Revolution wirksam sehen will, lese das unter Scharnhorsts und Gneisenaus Einwirkung erlassene Landsturmedikt vom 21. April, das über alle Uniform und Dressur hinweg einen „Kampf der Notwehr, der alle Mittel heiligt", vom Volke verlangte, dessen Bestimmungen den Schrecken der vereinigten Bureaukraten und Feudalen erregten und die Erinnerung an den französischen Wohlfahrtsausschuß weckten. Es war nicht lebensfähig und schoß über das Mögliche hinaus, weil die Nation weder so altertümlich wie die Spanier, die Tiroler und Russen, noch so revolutionär gesinnt war, wie die Franzosen von 1793. Darum wurde es bald gemildert. Aber in ihm und seinen leidenschaftlichen Fürsprechern Gneisenau und Boyen, welche die Abschwächung des Edikts vergebens bekämpften, wirkte nicht nur der Überflieger Geist, sondern auch der Überflieger Kraft, die da sein und überfliegen mußte, um auch das Mögliche und Lebensfähige jetzt zu seinem Maximum zu steigern.

So war jetzt, wie Stein es 1808 verlangt hatte, jede Nerve gespannt, jede Kraft in Tätigkeit versetzt. Die geborenen Feldherren der Preußen wären nun Scharnhorst und Gneisenau gewesen, aber sie traten willig, wenn auch nicht ganz ohne Resignation, zurück hinter dem, der die populäre Stimme für sich hatte und der in der Tat zwar nicht das Größte, aber das Jugendfrische und Volkstümliche des regenerierten Preußens prachtvoll vertrat. Eine solche Erscheinung wie Blücher (Abb. 68) an der Spitze der preußischen Krieger war eine unvergleichliche moralische Kraft, die nicht nur auf diese, sondern auch auf den Gang des Krieges im großen wirken konnte, die aus mancher bedenklichen Depression die Dinge immer wieder aufwärts riß und vorwärts stürmte. Der freudige, lebenskühne Greis, der als Junker, Jäger und Spieler an den Umgang mit der Göttin des Glücks gewöhnt war, fesselte es jetzt zu ernsteren Dingen an seine Fahnen, und war doch auch nicht bloß das Natur- und Glückskind, sondern ein Mann von hellem, gesundem Verstande und selbst empfänglich auch für die freieren politischen Ideen seiner größeren Freunde Scharnhorst und Gneisenau, die jetzt als strategische Berater, als Generalquartiermeister seinen bewehrten Arm lenkten.

Der russischen Politik und Kriegführung verdankte man es, daß man endlich kämpfen konnte. Sie wirkte günstig und ungünstig auch weiter ein. In der Allianz mit Rußland gab Preußen den größeren Teil seiner früheren polnischen Besitzungen ihm tatsächlich preis. Das bedeutete, daß Preußen seine Entschädigung fortan nicht in Polen, sondern in Deutschland zu suchen hatte. Das nach Westen drängende Rußland drängte so auch Preußen nach Westen, in die deutsche Nation hinein. Es war ganz konsequent, daß der Kalischer Aufruf des russischen Feldherrn Kutusow (Abb. 67) vom

Gneisenau konnte am Schluß der Frühjahrskampagne zusammenfassen: „Der neueröffnete Feldzug stellt uns einen Krieg dar, wie er, soweit ich mich der Geschichte erinnern kann, noch nicht mit gleicher Heftigkeit geführt wurde. In vier Wochen haben wir mehr als 20 heftige Gefechte und drei Schlachttage gehabt . . . Die Armee ist ohnerachtet ihrer steten Rückzüge geschlossen und ungebrochen in ihrem Mute."

Freilich überschätzte er wohl abermals die preußische Kraft, wenn er glaubte, auch ohne die nach Polen jetzt zurückstrebenden Russen weiterkämpfen zu können. Aber immer muß man sich wieder klar machen, daß nur ein zum Äußersten entschlossener und an sich selbst nie verzweifelnder Wille die Überlegenheit ausgleichen konnte, die Napoleon durch die Geschlossenheit seiner Politik und durch die Überzahl der Truppen der Koalition gegenüber immer noch hatte. Die Erfahrungen des Frühjahrsfeldzugs bestimmten ihn Anfang Juni auf einen Waffenstillstand einzugehen, um seine eigenen jungen Truppen zu festigen und zu verstärken und die Koalition womöglich durch politische Mittel zu schwächen. Beide Parteien warben um Österreich, dem dadurch eine entscheidungsvolle Rolle zufiel. Kaiser Franz (Abb. 51, 52) und Metternich (Abb. 76) wurden ebenso wie jene engherzigen Ratgeber des preußischen Königs von der Sorge vor der russischen und vor der französischen Präponderanz hin- und hergetrieben, um schließlich doch mit dem realen Sinn, der diesen kühlen Köpfen nicht fehlte, die Bekämpfung Napoleons zunächst für wichtiger zu halten als alles andere. Dieser reale Sinn versagte ihnen dann freilich, wenn sie glaubten, man könne mit vereinten Kräften nun wohl Napoleons Macht eindämmen, ohne sie vernichten zu brauchen. Sie steuerten auf ein System des Gleichgewichts in Europa hinaus, wo alle nationalen und revolutionären Elemente, die Europa aufgewühlt hatten, zur Ruhe gebracht, alle übermäßigen Machtsysteme und Ehrgeize beschnitten und zurückgedrängt seien, und so bedeutete denn der Beitritt Österreichs zur Koalition, der am Ende des Waffenstillstandes, am 12. August 1813 erfolgte, zwar eine hocherwünschte militärische Stärkung, aber auch eine gewisse politische Lähmung der Verbündeten, die auch auf die Kriegführung einwirkte. Ein ähnlicher Bundesgenosse, der Gewinn und Verlust zugleich in die Koalition hineinbrachte, war Kronprinz Bernadotte von Schweden (Abb. 69), der mit seinem kleinen schwedischen Hilfskorps jetzt Norwegen in Deutschland erobern wollte, es sich hier aber mit Vorsicht und Behutsamkeit erobern mußte, um Schwedens Kräfte und seine eigene junge Stellung in Schweden nicht aufs Spiel zu setzen. Hinter und neben dieser Ost- und Nordeuropa umfassenden kontinentalen Koalition stand schließlich der älteste und zäheste Kämpfer gegen Napoleon, England. So schritt nun eine Vereinigung der verschiedenartigsten Interessen und Ideen, begrenzt kontinentaler und weit über die Meere reichender, legitimistisch-konservativer und national-freiheitlicher, maßhaltender und ausdehnungsdurstiger Kräfte zum großen Entscheidungskampf. Mehr als je bedurfte Preußen, um in dieser freundschaftlichen Umklammerung atmen zu können, jener Kraft der Reformer, die das Äußerste wollte. Am Schlusse des Waffenstillstands hatte Preußen über 270000 Mann auf die Beine gebracht und vermehrte sie im Laufe des Jahres auf etwa 300000 Mann, gegen 6 Prozent der Bevölkerung. Nicht alle diese Truppenmassen waren gleichwertig, auch die eigentliche Feldarmee hatte in den Landwehren ein durch den Krieg selbst erst noch zu erziehendes Material. Aber insgesamt war es eine stolze Leistung. „Ich weiß nicht," meinte Clausewitz, „wie weit wir in allen diesen Dingen ohne Scharnhorst gekommen wären." Der schlummerte, von den Folgen der bei Groß-Görschen empfangenen Wunde in Prag dahingerafft, unter der Erde, aber in Gneisenau, dem Generalstabschef Blüchers und geistigen Führer der schlesischen Armee, hatten nun Preußen und die Koalition, um wieder mit Clausewitz zu reden, „die Spitze von Stahl in dem schwerfälligen eisernen Keil, womit man den Koloß spaltet".

Die schlesische Armee war die kleinste, aber die am kraftvollsten geleitete der drei Armeen, die man Napoleon entgegenstellte. Sie wich den Stößen, die Napoleon gegen sie selbst zu führen versuchte, aus, um mit vernichtender Wucht dazwischen über seinen Unterfeldherrn Macdonald (Abb. 70) an der Katzbach (26. August) herzufallen. Die Nordarmee unter Bernadotte, in der das preußische 3. Armeekorps unter Bülow (Abb. 71) und

sei es mit sei es ohne Bernadotte. Aber es gelang mit Bernadotte, der nun auch die Elbe überschritt, während von Süden her die böhmische Armee sich anschickte, auf die historischen Schlachtgefilde um Leipzig zu ziehen. Wohl warf sich nun Napoleon auf die vereinigten Gegner im Norden, aber die Berechnung schlug fehl, daß er sie über die Elbe zurückscheuchen würde. Blücher und Gneisenau wichen vielmehr nach Westen, nach der Seite zu aus, und so zog sich der Ring um Napoleon so eng zusammen, daß ihm, wenn er nicht ganz entweichen wollte, nichts übrig blieb, als sich bei Leipzig zur Schlacht zu stellen. Es war ganz anders wie sonst. Bisher hatte er den Gegner zur Schlacht aufgesucht, jetzt mußte er sich von ihnen aufsuchen lassen. Das hatte wesentlich die Strategie Gneisenaus bewirkt.

In den Leipziger Schlachttagen selbst (16. bis 19. Oktober) war wohl Napoleon wieder ganz auf seiner Höhe, aber er war so eng umkreist und das numerische Übergewicht der Gegner jetzt so groß, daß alle Kraft seiner Schlachtführung und alle Tapferkeit seiner Truppen das Geschick nicht mehr wenden konnte.

Die Leipziger Völkerschlacht ist eines der mächtigen Weltereignisse, auf die alle Linien der Entwicklung konzentrisch zusammenstoßen, um von da aus wieder in mannigfachen Strahlen auseinanderzugehen. So mußte es kommen, darf eine Geschichtsbetrachtung sagen, welche die Lebenstriebe der Völker und Staaten im großen überschaut. So konnte es nur kommen — muß sie bei genauerer Besinnung hinzusetzen —, wenn diese Triebe zugleich persönlichstes Erlebnis des einzelnen Geistes wurden. Individuum, Nation und Staat gaben auf dem Schlachtfelde von Leipzig hüben und drüben das Beste, was sie konnten. In dem einen Gedanken, den Unterdrücker Europas niederzuwerfen, vereinigten sich die dunklen Empfindungen des einfachen Kriegers, die erwägenden Berechnungen des Staatsmanns und die vollen Lebensinhalte jener großen Männer, die unsern Blick vor allem fesseln als die höchsten Spitzen dieses Zeitalters der Erhebung. Für sie war die Niederwerfung Napoleons ein unmittelbares Ziel alles von ihnen Geschaffenen und ein Durchgangspunkt zu erhofftem Höheren, eine große Realität und ein Symbol, Endliches und Unendliches zugleich. Wo das zusammentrifft, kann das Gefühl eines höchsten irdischen Glückes sich einstellen, wie es Stein und Gneisenau jetzt empfanden. Eine Steigerung war nicht mehr möglich, ihr Weg ging von nun an langsam, immer noch über Höhen, aber doch abwärts. Es regten sich gegen das von ihnen erstrebte Höhere neue Widerstände, denen sie nicht mehr gewachsen waren. Die Ausgestaltung ihrer bisherigen Schöpfungen zu einem lebendigen, dem Individuum und der Gesamtheit genügenden Nationalstaate wurde ihnen nicht mehr vergönnt, weil die Elemente der alten Staatenwelt, mit denen sie gegen den gemeinsamen Feind zusammengegangen waren, sich jetzt gegen sie kehrten und sie zur Ruhe verwiesen.

Österreich wurde jetzt der Führer dieses alten legitimistisch-konservativen Europas. Für Kaiser Franz und Metternich galt es jetzt, nachdem Frankreich nach Westen zurückgeschoben war, Rußland und Preußen wieder nach Osten zurückzuschieben, den Russen nicht Polen, den Preußen nicht das Königreich Sachsen zu lassen, dessen Herrscher Friedrich August als treugebliebener Vasall Napoleons vor jenes Gericht gezogen werden konnte, das in dem Kalischer Aufruf angedroht worden war. Um auch im übrigen Deutschland keine gefährlichen nationalen Neugestaltungen aufkommen zu lassen, hatte Österreich schon durch den Rieder Vertrag vom 8. Oktober dem Könige von Bayern als Preis für seinen Abfall von Napoleon die volle Souveränität eingeräumt. Den weiteren Kampf gegen Napoleon führte es mit derjenigen Zurückhaltung und Dämpfung des Kriegseifers, die aus seinem Gleichgewichtssystem resultierte. Alexanders Schwanken und Friedrich Wilhelms Zögern erleichterte ihm sein Spiel. Von Frankfurt am Main aus boten die Verbündeten dem Kaiser Napoleon im Dezember 1813 noch die sogenannten „natürlichen Grenzen" Frankreichs, also auch das linke Rheinufer an. Erst um die Wende des Jahres 1813/14 ließen sie ihre Heere über den Rhein gehen und wollten wohl bei weiteren Kriegserfolgen ihre Forderungen steigern, aber noch keineswegs Napoleons Herrschaft in Frankreich und damit die Wurzel des Übels selbst zerstören.

der abreise von Grollmann bringt mir die Nach=
richt, daß die Haupt=Armee neue Rückgängige Be=
wegung machen wird; ich halte mich verpflichtet Ewr
Kaiserlichen Majestät die unausbleiblichen nachtheiligen
Folgen davon allerunterthänigst vorzustellen:

1 die gantze französische Nation tritt unter die Waffen
der Theil, so sich für die gute Sache gewünschet, wird un=
glücklich.

2/ unsere siegreiche Armee wird mutlos

3/ wir gehen durch rückgängige Bewegungen in Gegen=
den, wo unsere Truppen durch Mangel leiden
werden; die Einwohner werden durch den Verlust des
Letzten, was sie noch haben, zur Verzweiflung gebracht

4/ der Kaiser wird sich von seiner Be=
stürzung, worin er durch unsere Vorwärtsbewegungen, erholen
und seine Nation wieder für sich gewinnen.

Ewr Kaiserlichen Majestät danke ich allerunterthänigst
daß Sie mir eine Offensive zu beginnen erlaubet haben,
ich darf mir alles Gute davon versprechen, wenn Sie
gnädigst zu bestimmen geruhen, daß die Generale von
Winzingerode und Bülow meiner Anforderung gehorchen
müssen; in dieser Verbindung gehe ich auf Paris vorwärts;
ich scheue so wenig Kaiser Napoleon, wie seine Marschälle,
wenn sie mir entgegen treten. Geruhen Ewr Kaiserlichen
Majestät die Versicherung, daß ich mich glücklich schätzen
werde, an der Spitze der mir untergebenen Armee
Ewr Kaiserlichen Majestät Befehle und Wünsche zu erfüllen

Mery d 22t Februar 1814 v Blücher

Eigenhändiger Brief Blüchers

an den Kaiser von Rußland d. d. Merry 22. Febr. 1814.

Der Obrist von Grollman bringt mir die Nachricht, daß die Haupt-Armee eine Rückgängige Bewegung machen wird; ich halte mich verpflichtet Ewr. Kaiserligen Mayestet die unvermeidligen nachtheiligen Folgen davon aller untertänigst vor zu stellen:

1) die gantze Französische Nation tritt unter die Waffen, der Theil so sich für die gute Sache geäußert, ist unglücklig

2) unsre siegreiche Armee wird muhtlos

3) wir gehen durch rückgängige Bewegungen in Gegenden, wo unsre Truppen durch Mangel leiden werden; die Einwohner werden durch den Verlust des Letzsten was sie noch haben zur Verzweifflung gebracht

4) der Kaiser von Frankreich wird sich von seiner Bestürtzung, worin er durch unser Vordringen, erholen, und seine Nation wider für sich gewinnen.

Ewr. Kaiserligen Mayest. danke ich aller untertänigst daß Sie mir eine Offensive zu beginnen erlaubt haben ich darff mir alles Guhte davon versprechen wenn Sie gnädigst zu bestimmen geruhen, daß die Generalle von Winzingerode und v Bülow meiner Anforderung genügen müssen; in dieser Verbindung werde ich auf Paris vordringen; ich Scheue so wenig Kaiser Napoleon wie seine Marschälle, wenn sie mir entgegen treten. Erlauben Ewr. Kaiserlige Mayestedt die Versicherung, daß ich mich glücklig schätzen werde, an der Spitze der mir anvertrauten Armee Ewr. Kaiserligen Mayestedt Befehle und Wünsche zu erfüllen.

Merry d. 22. Februar 1814. **G. Blücher.**

So verhandelte man auch auf französischem Boden weiter mit ihm auf dem Kongreß von Chatillon (5. Februar bis 18. März 1814), während man mit dreifacher Übermacht ihn zu erdrücken hätte wagen können. So konnte Napoleon noch einmal sein Genie und die Einheitlichkeit seiner Macht zu großartiger Wirkung bringen. Blüchers Heer, das wieder am kräftigsten vorwärts drängte, empfing wiederholte Schläge (Brienne 29. Januar, Champaubert-Etoges 10.—14. Februar), hielt, dazwischen auf die Hauptarmee gestützt, wohl auch erfolgreich Stand (La Rothière 1. Februar), aber konnte nicht verhindern, daß Napoleon nach jenen Erfolgen an der Marne vom 10.—14. Februar sich wieder auf Schwarzenberg warf und ihn zurückdrängte (Montereau 18. Februar). Schon dachte Schwarzenberg, politisch gelähmt und militärisch eingeschüchtert, an weiteren Rückzug, da brachte wieder ein Gedanke aus dem Hauptquartier der Blücherschen Armee, dem Rendezvous der „heißen Köpfe“, Wind in die Segel. Grolman hatte den Plan und setzte ihn durch, daß Blücher sich von der Hauptarmee trennte, nach Norden zog, um sich dort mit Bülow, dem Eroberer Hollands, und einem russischen Korps unter Wintzingerode zu vereinigen und dann die Offensive selbständig fortzuführen. Wohl eilte nun Napoleon nach, aber wurde zurückgeschlagen bei Laon (9. und 10. März), dessen steile Berghöhe damals die Blüte der preußischen Feldherren, Blücher, Gneisenau, Kleist, York, Bülow, Grolman, Boyen, vereinigt sehen konnte. Sollten sie diesen Sieg nun mit Einsetzung aller Kräfte ausnutzen? Es erhoben sich auch im preußischen Lager Stimmen, welche meinten, daß jetzt, wo Napoleons endgültige Niederzwingung nur eine Frage der Zeit sei, Preußen seine Streitkräfte etwas schonen müsse, um beim Frieden als Macht respektiert zu werden. In der Tat war es kaum mehr zu befürchten, daß Napoleon wieder aufkommen würde. Schwarzenberg hatte inzwischen den Vormarsch wieder aufgenommen, bei Bar sur Aube (27. Februar) glücklich gekämpft und maß sich dann auch siegreich mit Napoleon selbst bei Arcis sur Aube (20. und 21. März). Nun tat wohl Napoleon den verzweifelten Streich, mit dem kleinen Heer, das ihm geblieben war, sich in den Rücken der Verbündeten zu werfen, aber diese ließen sich, nachdem der erste Schrecken über diese Kunde überwunden war, in ihrem Vormarsche nach Paris nicht mehr aufhalten. Noch einige letzte heiße Kämpfe gegen Napoleons Marschälle Marmont und Mortier (La Fère Champenoise 25. Februar, Paris 30. März), und die Verbündeten standen am Abend des 30. März auf der Höhe des Montmartre. Dort stand nun auch Gneisenau, und, wie uns ein Zeuge erzählt, „eine Glorie umstrahlte sein Gesicht“, als er auf die eroberte Hauptstadt des Feindes, der nun endgültig am Boden lag, herabschaute.

* * *

Der erste Pariser Friede vom 30. Mai 1814 vertrieb Napoleon aus Frankreich, setzte die Bourbonen wieder ein und gab Deutschland die Rheinlande, aber ohne Elsaß, zurück. Schwerfällig aber unaufhaltsam vollendete so die große europäische Koalition ihr Werk. Gneisenau und die Seinen hatten den eigentlichen Sauerteig in ihrer Kriegsführung gebildet, aber ohne die schweren Massen der verbündeten Streitkräfte hätten sie nimmermehr zu diesem Ziele gelangen können. Und entsprechend stand es mit Preußen überhaupt. Es war jetzt ein Staat von einer inneren spontanen Stärke, die verhältnismäßig viel mehr leistete, als die der beiden verbündeten Ostmächte, aber er war, politisch als der kleinste von ihnen, noch an sie gewiesen und gebunden. Seine relative und seine absolute Macht waren in einem Mißverhältnis. Es konnte nach außen hin keine rein preußische Politik treiben, wie sie Friedrich der Große getrieben hatte, weil es für sich selbst zu schwach war und keine Wahl der Allianzen hatte. Dieselben Mächte, mit deren Hilfe es seine Unabhängigkeit wieder erstritten hatte, hielten es nun am Zügel. Eingesenkt in deren System, hatte es von dem großen europäischen Kongresse, der zu Wien tagen sollte, nunmehr seinen künftigen Länderbestand entgegenzunehmen. Immerhin durfte es auf Grund der Verträge und seiner Leistungen hoffen, daß es im großen und ganzen entschädigt werden würde für die Verluste von 1807. Viel trüber stand es mit

den Hoffnungen der deutschen Nation. Jener Rieder Vertrag, der die bayerische Souveränität verbürgte, kam auch den übrigen Mittelstaaten zugute und machte eine kraftvolle und einheitliche Bundesverfassung unmöglich; die Hoffnungen der großen Reformer, die über Preußen hinaus auch immer Deutschland umfaßt hatten, mußten sich jetzt bescheiden. „Eine gute deutsche Konstitution zu entwerfen," schrieb Gneisenau an Hardenberg am 15. Mai 1814, „die auf die Dauer durchgesetzt werden könnte, halte ich für unmöglich. Ich denke daher, daß man sich beschränken muß, für Preußen, das uns zunächst angeht, zu sorgen." Er verzichtete nicht für alle Zukunft auf eine engere nationale Vereinigung Preußens mit Deutschland, aber er wollte den Weg dazu jetzt nur bahnen durch die innere moralische Anziehungskraft Preußens, durch die „Liberalität der Grundsätze". Preußen müsse das Muster eines Staates werden, „dreifach glänzend durch das, wodurch allein Völker sich hervortun können, nämlich Kriegsruhm, Verfassung und Gesetze, und Pflege von Künsten und Wissenschaften".

Auch das war immer noch eine hohe und befriedigende Aufgabe, aber Gneisenau unterschätzte vielleicht ihre Schwierigkeit, wenn er glaubte, Preußen könne sie rein auf sich gestellt ganz und groß lösen innerhalb der jetzigen Weltlage. Äußeres und inneres Leben des Staates stehen, wir sahen es schon einmal, in einem viel zu engen Verhältnis, als daß man das eine intensiv pflegen, das andere aber lange brach liegen lassen konnte. Die äußere politische Konstellation, in die Preußen jetzt trat, das System der heiligen Allianz mit seinem konservativen Geiste konnte nicht ohne Einfluß bleiben auch auf das innere Staatsleben. Um so mehr, da es hier einen natürlichen Verbündeten fand in der Adelspartei und in den Vertretern einer konservativen Bureaukratie, die mißtrauisch und mißvergnügt der Entfesselung eines freieren nationalen Lebens zugeschaut hatte. Zu ihr gehörte jetzt die Mehrzahl der Minister, die unter dem Staatskanzler Hardenberg wirkten: Schuckmann, der das wichtige Departement des Inneren verwaltete, Fürst Wittgenstein, der intrigante und argwöhnische Polizeiminister, und Kircheisen, der Justizminister. Der einzige energische Reformer, der dem Ministerium seit dem Juni 1814 angehörte, war Boyen, der nun als Nachfolger Scharnhorsts auch die volle Würde des Kriegsministers erhielt. So heterogen ließ der Eklektiker Hardenberg das Ministerium werden, dem nun die Leitung der Friedensarbeit zufiel. Zunächst war immerhin die mächtige und reinigende Wirkung des Befreiungskampfes so groß, daß der Parteienzwist, der das folgende Lustrum der preußischen Geschichte erfüllen sollte, zurücktrat, und Boyen benutzte sie zu frischer Tat, um den größten militärisch-politischen Gedanken der Reformzeit, die allgemeine Wehrpflicht, die bisher ja nur für die Dauer des Krieges gegolten hatte, endgültig unter Dach und Fach zu bringen. Das Wehrgesetz vom 3. September 1814 führte die dreijährige Dienstpflicht im stehenden Heere mit einer daran sich schließenden zweijährigen Verpflichtung zur Kriegsreserve ein und bildete eine Landwehr ersten und zweiten Aufgebotes aus den Jahrgängen derer, die durch das stehende Heer und die Kriegsreserve gegangen und aus denjenigen Wehrfähigen, die nicht Platz im stehenden Heere finden konnten. Darüber hinaus wurde auch der Landsturm, der im Falle der Not alle übrigen irgendwie streitbaren Elemente der Nation vereinigen sollte, nicht vergessen. Die gebildeten Stände aber wurden in einer Weise zum Heeresdienste herangezogen, die sie nicht nur äußerlich der allgemeinen Wehrpflicht unterwarf, sondern sie auch innerlich fesselte und ausnutzte. Denn die Jünglinge der gebildeten Stände sollten nach einjähriger Dienstzeit im stehenden Heere das erste Anrecht auf die Offizierstellen der Landwehr erhalten. So wurde eine nationale Wehrverfassung von großartiger Einheitlichkeit, Kraft und Elastizität geschaffen und, so möchte man bei der glücklichen Leichtigkeit und Hurtigkeit von Boyens Arbeit beinahe sagen, improvisiert. Sie wurde der wichtigste Typus moderner Heeresverfassungen überhaupt und hat, wie man gesagt hat, die Runde um den Erdball gemacht. Aber ehe sie das tun konnte, mußte sie freilich in sich erst noch starke Krisen und Auseinandersetzungen durchmachen. Die Elemente der alten fridericianischen Heeresverfassung, der aristokratische Korporationsgeist des Linienoffiziers vor allem, kamen gar bald wieder empor und bekämpften die freieren und bürgerlichen Einrichtungen der Landwehr, und diese selbst waren, so wie Boyen sie

gestaltungsfähige Idee, die den Schaffensdrang eines hochstrebenden Staatsmannes wohl erregen konnte.

Indes diese Wünsche sind damals den preußischen Staatsmännern nur halb erfüllt worden. Die sächsische Frage hing, wie wir erzählten, mit der russisch-polnischen Frage eng zusammen und wurde dadurch eine europäische Frage, um die zu Beginn des Jahres 1815 gar ein neuer europäischer Krieg zu entbrennen drohte. Preußen und Rußland standen auf dem Wiener Kongresse zusammen gegen Österreich, das weder Polen in russischen, noch Sachsen in preußischen Händen sehen mochte, und sich jetzt anlehnen konnte an das bourbonische Frankreich, dessen Vertreter Talleyrand die aufstrebende preußische Macht niederhalten wollte, und an England, das Rußlands Wachstum fürchtete. Es kam zu einem geheimen Kriegsbündnis zwischen diesen drei Mächten am 3. Januar 1815, es kam zu kriegerischen Entwürfen Gneisenaus, Grolmans und Boyens, die, um Sachsen festzuhalten, einen großen deutschen Nationalkrieg ins Auge faßten, in dem man die Völker gegen die Fürsten, wenn diese nicht folgen wollten, entfesseln müsse. Preußens und Deutschlands Zukunft wäre zugleich dadurch entschieden, Preußen noch tiefer in die deutschnationale Sphäre hineingetrieben und so das Problem der „Nation", des Verhältnisses von preußischer zu deutscher Nationalität mit dem Schwerte gelöst und geklärt worden. Aber zu so rascher Lösung war die Entwicklung noch nicht reif, die Kräfte Preußens noch nicht groß und seine Allianz mit Rußland nicht sicher genug. Während Rußland seine polnischen Pläne verwirklichen durfte, gaben Friedrich Wilhelm und Hardenberg nach, daß der Kern von Sachsen den Albertinern erhalten blieb und Preußen nur den nördlichen Teil des Landes erhielt. Dafür erhielt es die Rheinlande in einem Umfange, den es selbst nicht begehrt hatte, und damit die Zukunftsaufgabe, Deutschlands Grenze gegen Frankreich zu verteidigen. Und man darf vielleicht sagen, daß diese Lösung der territorialen Frage für Preußens Hineinwachsen in Deutschland noch förderlicher war, als es die Erwerbung ganz Sachsens gewesen wäre. Preußen durch Sachsen verstärkt und arrondiert, wäre in gewisser Weise saturiert worden und hätte sich vielleicht mehr preußisch als deutsch entwickeln können. Indem es nun noch weiter als es wollte nach Westen und in Deutschland hineingezogen wurde, wurde es zwar äußerlich zerrissen in zwei getrennte Ländermassen, aber inniger und stärker in Wohl und Wehe der deutschen Gesamtnation verflochten. Diese ostwestliche Zerreißung und Zersplitterung gereichte dem neuen Preußen, das seiner deutschen Aufgabe entgegenging, ebenso zum Segen, wie einst dem alten Territorial- und Militärstaate.

Damals mußte diese künftige deutsche Aufgabe Preußens zurücktreten, wie Gneisenau richtig gesehen hatte. Empfunden aber wurde es schon, daß Preußen eine solche Aufgabe habe, und ihr galt der zweite Hauptwunsch, mit dem es auf den Wiener Kongreß ging. Es war doch selbst für den strengsten Preußen unter den Reformern, für Boyen, nicht möglich, preußische und deutsche Nationalität genau auseinander zu halten. Sie waren in den Gesinnungen der Befreiungskämpfer durcheinander geflossen, hatten durch ihre, wenn auch unklare Vereinigung der preußischen Erhebung einen hohen Schwung gegeben und hatten weiter in den ehrgeizigsten Preußen, in dem liberalen Boyen nicht minder wie in dem feudalen Junker Marwitz, jetzt den Gedanken geweckt, daß Preußen die Vorherrschaft in Deutschland oder doch wenigstens Norddeutschland erstreben müsse. Aber diesem politisch-militärischen Machtgedanken, dem die Zukunft gehörte, wirkte ein anderer nationaler Gedanke, der recht aus dem eigenen geistigen Wesen dieser Zeit stammte, entgegen. Sahen Boyen und Marwitz von Preußen aus auf Deutschland, so sah Stein umgekehrt von Deutschland aus auf Preußen und dachte wohl an dessen Pflicht für Deutschland, aber nicht an dessen Recht auf Deutschland. Sein nationales Ideal war, genau besehen, mehr ethisch als politisch gefärbt. Wohl wünschte er Deutschland sich als ein mächtiges politisches Gemeinwesen, aber diese Macht sollte vor allem dazu dienen, das freie sittlich-bürgerliche Leben der Nation vor Fürsten- und Beamtendespotismus und vor der Wiederkehr der französischen Tyrannei zu schützen. Damit sollte Deutschland zugleich auch der europäischen Menschheit und Staatenwelt dienen, und so schreckte er auch nicht vor dem Gedanken zurück, Deutschlands

politische Existenz durch die übrigen Großmächte, die gegen Frankreich gekämpft hatten, garantieren zu lassen. Das hieß dem Auslande eine Handhabe zur Einmischung in die deutschen Angelegenheiten geben und die unbedingte Autonomie der eigenen Nation gefährden. Aber das war eben seine Hoffnung, daß die Mächte des Auslandes diese Garantie nicht mißbrauchen, daß auch sie zusammenstehen würden zum Schutze des Friedens und der Freiheit Europas. So sehen wir hier wieder sein nationales Ideal zu einem universalen Ideale gesteigert. Der Weltbürger des achtzehnten Jahrhunderts kam wieder zum Vorschein.

Aber mit solchen Idealen konnte man keine politisch lebensfähige Verfassung für Deutschland zimmern. Wunderlich sind darum die Entwürfe, in denen Stein es doch versuchte. Er wollte Österreich und nicht Preußen die deutsche Kaiserkrone geben, trotzdem, oder, wie er urteilte, eben weil Österreich einen nicht so freien und reinen deutschen Geist hatte, wie Preußen, — denn er wollte Österreich durch die Kaiserwürde fesseln an Deutschland. Preußen sollte dabei, so meinte er 1813, weder Österreich direkt untergeordnet, noch Deutschland entfremdet werden, — unmögliche und utopische Bemühung, das Unvereinbare zu vereinen, die aber wieder aus jener Grundanschauung verständlich wird, daß nicht der Machtegoismus, sondern das ethische Ideal das Staatenleben zu lenken habe.

Steins Ideen waren allerdings nicht diejenigen, mit denen die Vertreter Preußens, Hardenberg und Humboldt, die deutsche Frage auf dem Wiener Kongreß zu lösen versuchten. Sie wahrten stärker als er die Sonderbedürfnisse Preußens, aber auch sie waren von jenem Optimismus nicht frei, der an ein friedliches und harmonisches Zusammenwirken Österreichs und Preußens in Deutschland glaubte. Sie wollten den nationalen Bedürfnissen Deutschlands und den selbständigen Ansprüchen der beiden Großmächte zugleich gerecht werden. Aus diesen Unklarheiten konnte nur die kühne Tat, die Macht und das Schwert herausführen, und da Preußen, wie wir sahen, zu schwach sich fühlte um das Schwert zu ziehen, so blieb nichts anderes übrig, als sich nach Österreichs und der Mittelstaaten Wunsche mit einem losen Staatenbunde zu begnügen. So kam das dürftige Machwerk der deutschen Bundesakte vom 8. Juni 1815 zustande, deren grundlegende Artikel in die Wiener Kongreßakte aufgenommen wurden und dadurch unter die Garantie Europas traten. Beide deutsche Großmächte blieben nun wohl Deutschland erhalten, und auf ihr einträchtiges Zusammengehen war das Ganze berechnet, so daß diese deutsche Bundesakte so ziemlich alles in sich aufnahm, was schwach, gebrechlich und fragwürdig an Steins Plänen war, aber das Kräftige und Lebendige in ihnen, die Forderung innerer Freiheit und starker Wehrhaftigkeit gegen äußere Feinde, verkümmern ließ.

So wurde die große Bewegung, welche den preußischen Staat mit der deutschen Nation geistig und politisch verknüpfen wollte, gehemmt durch den Gegendruck der großen Mächte, die keine weitere Machtsteigerung Preußens wollten, und der partikularistischen Gewalten in Deutschland, die der Beschränkung ihrer staatlichen Selbständigkeit widerstrebten. Sie wurde aber nicht nur äußerlich durch die politische Weltlage gehemmt, sie war auch, wie wir sahen, in sich noch nicht reif und abgeklärt, sie enthielt noch zu viel des Unstaatlichen und Überstaatlichen, zu viel von persönlichem Lebensideal, dessen Reichtum ihre Kraft, dessen Überreichtum ihre Schwäche war.

Zwar schien noch einmal dazwischen die Weltlage alles wieder in Fluß zu bringen, als Napoleon im März 1815 von Elba nach Frankreich zurückkehrte und die Aufgabe, ihn niederzukämpfen, von neuem an Europa herantrat. In der allgemeinen Aufregung und Unsicherheit über das Kommende wandten sich die Blicke deutsch gesinnter Männer selbst in den bisherigen Rheinbundsstaaten Südwestdeutschlands jetzt wohl auf Preußen und erhofften von ihm und seiner Hegemonie Deutschlands Heil und Sicherung ihrer Freiheitswünsche. Hardenberg selbst trat mit diesen Kreisen in Verbindung und vermochte den König am 22. Mai 1815 seinem preußischen Volke eine Verfassungsurkunde und eine Volksvertretung zu verheißen. Aber dieselbe Weltlage, die diese Hoffnungen und Ansätze zu liberaler und nationaler Politik hervorrief, band Preußen auch wieder an die

So lief das Zeitalter der Erhebung aus — unbefriedigend in seinem Endergebnis, wenn man das Gewollte mit dem Erreichten vergleicht; zugleich auch in sich von einem Riß durchzogen, indem seine Führer zu sehr Persönlichkeiten waren, um ihre starken individuellen Bedürfnisse und Ideale mit denen des Staates ganz harmonisch vereinigen zu können. Wir haben diesen Riß und diese Disharmonie immer wieder betont, schon um aus der trivialen patriotischen Phrase und Legende herauszuführen und weil ihre eigentümliche Größe ohne diese Disharmonie nicht denkbar ist. Manchem wird vielmehr das Herz vor Freude schlagen, wenn er diese vielbegehrenden und hochstrebenden Männer auch das Unmögliche versuchen und über den wirklichen Staat hinausfliegen sieht. Sie fragten auch nicht bei ihrem Fluge zur Höhe, ob sich „das Haupt nicht an die Wölbung stoße", und entzünden so in dem sie Verstehenden den Sinn für das Unendliche, der uns das Endliche erträglich macht. Sie haben ihn auch durch das, was sie taten und das, was sie waren, in Staat und Nation hineingehaucht und beiden dadurch Werte zugeführt, die niemals ganz verwirklicht werden, immer aber wirken können. Wenn uns Staat keine kalte erdrückende Macht und Nation kein dumpfer nativistischer Begriff ist, wenn wir vielmehr in beiden eine geistige Helle und Wärme und eine Luft zum Atmen für die freie Einzelseele spüren, so haben wir in Deutschland vornehmlich mit ihrer Arbeit das zu danken.

Personennamenverzeichnis.